Die Bauern bei Ludwig Thoma mit besonderer Berücksichtigung der Dachauer Bauern

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät, 1. Sektion
der Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von

Anna Stark

aus München

1937

Buchdruckerei Richard Mayr, Würzburg.

Gutachter: Prof. Dr. Maußer

Referent: Prof. Dr. Gierach

Tag der mündlichen Prüfung: 28. Juni 1937

Dem Andenken
meiner lieben Mutter.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung: Thoma als Bauerndichter.
1. Er kannte den Bauern 1
2. Er liebte den Bauern 4
3. Er stellt ihn naturgetreu dar
a) Volkskundlicher Aufschlußwert seiner einzelnen Bauerndichtungen . 6
b) Entdeckung des Dachauer Bauernschlages 12

A. Die Umwelt des Dachauer Bauern.
1. Landschaft 15
2. Siedlung 16
3. Bauernhof 17
4. Landwirtschaftlicher Betrieb 20

B. Das Zeitlose im Dachauer Bauernschlag.
I. Naturhaftigkeit.
1. Körperliche Kraft 23
a) Rassenreinheit 23
b) Physische Äußerung ihrer Kraft 25
2. Seelische Gesundheit 26
a) Derbe Körperhaftigkeit und doch Weichheit 26
b) Ungezwungenheit ihres Benehmens 30
c) Natürlichkeit des Geschlechtslebens 32
d) Lebenslust 37
3. Verwurzeltheit 37
II. Leben in der Gemeinschaft.
1. Familiengemeinschaft 40
a) Ehe 40
b) Kinder 43
c) Die alten Eltern 45
d) Dienstboten 46
2. Dorfgemeinschaft 47
3. Bauer und Staat 53
III. Arbeit.
1. Eigenart der bäuerlichen Arbeit 54
2. Hofbezogenheit des bäuerlichen Lebens 56
3. Arbeitsethik 62
a) Die Arbeit als sittliche Forderung 62
b) Ihr Einfluß auf das Rechtsgefühl 64
4. Arbeit als Wertmaßstab 67
IV. Religion.
1. Äußerung des religiösen Lebens 72
a) Religion als Sitte 72
b) Katholisches Gepräge 74
2. Religiöses Innenleben 76
a) Innere Verarbeitung der kath. Lehre 77
b) Typisch bäuerliche Züge 77
V. Sprechen und Denken.
1. Schriftsprache, Mundart, Bauernsprache 82
2. Bauernsprache als Ausdruck des bäuerlichen Denkens . . . 85

C. Das Zeitbedingte des Dachauer Bauerntums.
1. Der Bauer im Zeitalter des Kapitalismus 90
2. Zusammenbruch nach dem Krieg 95

Einleitung.

Thoma als Bauerndichter.

Bauerndichter nennen sich viele Schriftsteller; in Wirklichkeit gibt es deren nur wenige. Ein Bauerndichter, der diesen Namen tatsächlich verdient, muß vor allem die Bauern kennen, und zwar nicht nur durch einen kurzen Ferienaufenthalt auf dem Lande, durch zufällige Beobachtungen, oder gar nur aus Büchern. Er muß sie mit liebevollem Auge betrachten, um sie verstehen zu können, und er muß schließlich die dichterische Kraft besitzen, sein Erlebnis unter und mit ihnen zu gestalten. Einer dieser wenigen echten Bauerndichter ist Ludwig Thoma.

1. Er kannte den Bauern.

Er hatte reichlich Gelegenheit, den Bauern in seiner eigenen Welt zu beobachten, da er den größten Teil seines Lebens auf dem Lande verbrachte[1]). In Oberammergau geboren, verlebte er stille Kindheitstage im Forsthaus in der Vorderriß, bis ihn die Schulpflicht zum Aufenthalt in der Stadt zwang. Er besuchte das Gymnasium in München und Landshut, dann die Forstakademie in Aschaffenburg, und schließlich als Student der Rechte die Universität München und Erlangen; stets freute er sich dabei aufs Landleben, das er in den Ferien bei seiner Mutter am Chiemsee genießen durfte. (Seine Mutter hatte erst in Prien, dann in Traunstein, und zuletzt in Seebruck einen Gasthof in Pacht.) Nach seiner Tätigkeit als Rechtspraktikant in Traunstein und München ließ er sich als Rechtsanwalt in Dachau nieder, wo er 3 Jahre verbrachte. Er verlegte dann zwar für die nächsten 9 Jahre seinen Wohnsitz in die Stadt (nach München), doch in den Sommermonaten kommen alljährlich seine Briefe aus bäuerlichem Land: aus Finsterwald (am Tegernsee)[2]), Ehrwald[3]), Ringsee[4]) oder Weikertshofen (Br. S. 66). 1907 bezog er

---

1) vgl. zu den folgenden biographischen Angaben O. Gluth: „Ludwig Thoma", Deutsches Biogr. Jahrbuch Bd. III, 1921.
2) Br. S. 34/5, 57, 67 ff.
3) Br. S. 40/1.
4) Br. S. 74 ff, 81 ff.

sein Landhaus auf der Tuften bei Rottach am Tegernsee, wo er bis zu seinem Tode „in der Mitte seiner lieben Oberländer Bauern" (Br. S. 58) lebte.

Diese bloß räumliche Nähe zum Bauern vermittelt noch keine tiefe Kenntnis von ihm. Thoma wohnte aber nicht nur unter ihnen, er lebte mit ihnen zusammen. Schon im elterlichen Hause hatte der Knabe viel mit Bauern verkehrt[5]). Wie eng sein Verhältnis zu ihnen sich später auf der Jagd gestaltete, das beweist die Freude und Teilnahme, mit der heute noch viele alte Bauern um Weikertshofen und Rottach vom „Dokta" erzählen. Oft saß er bei einer „Maß Bier, Ellenbogen an Ellenbogen" (Br. S. 114) mit seinen Bauern und jeden Tag, so schrieb er im Winter 1911 (Br. S. 113), schob er „mit ihnen Eisstöcke mit Eifer und Ehrgeiz." Heitere und sorgenschwere Stunden teilte er mit ihnen. Er kannte viele Bauern in Rottach und in seinem Jagdgebiete bei Dachau persönlich und kümmerte sich um jeden einzelnen von ihnen[6]). Er suchte sie in ihren Häusern auf und half manchem durch seine Freigebigkeit aus der Not[7]). Er beobachtete sie bei der Arbeit und nahm an ihren Vergnügungen teil. Dieses ganz persönliche Miterleben regte ihn zu seinen Werken an[8]). Als er gar selbst noch Landwirtschaft betrieb, da lebte und arbeitete er auch zum Teil wie sie und er freute sich, mit ihnen „über Interessen reden" zu können, die er mit ihnen „nun endlich gemeinsam" hatte (Br. S. 86). Mit viel Liebe und Hingabe widmete er sich der Bauernarbeit, die seine 4 Kühe und seine 30 Tagwerk Grund beanspruchten[9]). Diese Arbeit entsprach ganz seiner Wesensart, da er seiner innersten Natur nach ein Bauer war[10]).

Das ist auch der letzte und tiefste Grund für sein Verstehen des Bauern: die blut- und stammesmäßige und die seelische Verwandtschaft mit ihm. Als „Sohn, Enkel und Urenkel schwerer Altbayern" (I. 98),

5) Ludwig Thoma: „Autobiogr. Skizze." Lit. Echo 1906 S. 782.

6) Hofmiller: Bayr. Hauskalender 1931 S. 83; W. Ziersch: „Ludwig Thoma und die Münchener Stadt" 1936 S. 123; W. Ziersch: „Geschichte seiner Liebe und Ehe" 1928 S. 152.

7) Mitteilung eines Bauern von Unterbachern.

8) Im Anschluß an ein persönliches Erlebnis schrieb er z. B. die „Hochzeit" (I. 152) und „Marget" (Br. S. 168). Die Urbilder seiner Gestalten sind meist Bauern aus seinen Dachauer Jagdgemeinden. Sie sind heute noch in den umliegenden Dörfern als solche allgemein bekannt.

9) W. Ziersch: „Wie Ludwig Thoma Jagdkönig wurde und andere Erinnerungen" S. 84, 96 und 97; Schramm: Zeitwende 1927 S. 349; Br. S. 61; Hofmiller: Bayr. Hauskalender 1931 S. 84.

10) Br. S. 149, 206, 209.

dessen Ahnen zwar nicht dem Bauernstand selbst entstammten, aber verwandten, naturnahen Berufen[11]), ein eingefleischter „Schollenmensch" (Br. S. 209), trug er den bäuerlichen Wesenskern in sich selbst. Darum empfand er die Bauern als Menschen von „gleicher Art" (Br. S. 218), die denken und reden, was er denkt und redet (Br. S. 239). Er war in seiner innersten Natur bäuerlich, daher „jenes tiefste Verstehen, das nur die Zusammengehörigkeit gibt" (I. 769)[12]).

Leben, Beruf und Bildung stellten ihn aber doch zugleich der Welt des Bauern gegenüber, sodaß er mit dem Bauern leben und fühlen und doch gleichzeitig bewußt ihn beobachten konnte. Durch seine berufliche Tätigkeit in Dachau offenbarte sich ihm zuerst der ernste und tiefe Sinn des Bauernlebens[13]). Dem volksnahen Rechtsanwalt erhellte sich manche Eigenart der bäuerlichen Seele, in die sonst nach Thomas Meinung „höchstens die anderen Beichtväter, die Pfarrer" (Br. S. 36) noch Einblick gewinnen. Seine scharfe Beobachtungsgabe[14]) ergänzte er durch gewissenhaftes Studium; denn die „behagliche Breite" seiner Werke setzte umfassende Kenntnis bei ihm voraus (Br. S. 80). Mit wissenschaftlicher Genauigkeit betrieb er darum die Vorarbeiten zu seiner „Chronik von Armetshofen" (Br. S. 148). Eifrig studierte er den Dialekt, nicht nur an den lebenden Objekten, sondern auch an Hand wissenschaftlicher Werke (besonders Schmellers)[15]) und so selbstverständliche und unbeachtete Dinge, wie die Namen der Bauern waren das Ergebnis oft mühsamer Vorstudien. „Bei Namen bin ich sehr gewissenhaft", schreibt er, „ich besitze Kalender, Adreßbücher und eigene Notizen, die ich zu Rate ziehe,

---

11) Ahnen väterlicherseits waren Jäger und Förster, und mütterlicherseits Gastwirte in Oberammergau und früher in Oberau (I. 13—18).

12) Im Gegensatz dazu behauptet W. Ziersch in seinem Buch: „Ludwig Thoma und die Münchener Stadt" 1936: Thomas Selbsteinschätzung als Bauer sei mehr ein Ausfluß seiner Liebe zum Bauerntum, eine Sehnsucht (S. 10 und 12). Er sieht die Wurzeln von Thomas Schaffen in dem Geist und Leben Münchens (z. B. S. 96 und 103). Sicherlich mag die Geistesströmung dieser Stadt Thomas Dichten beeinflußt haben (bes. durch den Simplicissimus-Kreis). Was Ziersch aber in seinem Buch als Münchener Eigenart bezeichnet, die tatsächlich Thoma anzog, ist das altbayrische Gepräge der Stadt in der damaligen Zeit und damit wieder die bäuerliche Art. Daß ihm das Bauernleben aber nicht nur Sehnsucht war, sondern die ihm gemäße Lebensform, beweist die Befriedigung, die er in ihm fand.

13) O. Gluth: Deutsches Biogr. Jahrbuch Bd. III, 1921, S. 258.

14) Ziersch nennt ihn einen „unheimlich sicheren Beobachter" („Ludwig Thoma und die Münchener Stadt" S. 3 und 58).

15) W. Ziersch: „Wie Ludwig Thoma Jagdkönig wurde und andere Erinnerungen" S. 148; ebenso Hofmiller: Bayr. Hauskalender 1931 S. 83.

vor ich einen Helden taufe" (Br. S. 227)[16]). Ebensowohl überlegte er die Dorfnamen. Er wählte meist wirkliche, obgleich er sagte, daß sie ihm im Weg umgingen (Br. S. 228), und mied die erfundenen[17]).

2. Er liebte den Bauern.

„Wenn einer den bayrischen Bauern kannte, so war es Thoma"[18]). Diese offensichtliche Tatsache wurde bisher nur selten angefochten. Was aber manchmal und besonders oft in früheren Zeiten einigem Zweifel unterlag, war die Liebe Thomas zu den Bauern. „Ihm war der Bauer nichts und wieder nichts als Objekt"[19]), so lautete ein Urteil. Dieselbe Meinung teilte, trotz aller Anerkennung, lange Zeit auch Hofmiller und äußerte sie dahin, daß Thoma „schließlich doch über ihnen (den Bauern) steht und sie zu gut kennt, zu kühl beobachtet und zu scharf zeichnet, um sie wirklich noch zu lieben"[20]). Während solche leise Zweifel an Thomas Liebe zu den Bauern auf Grund eines allzu genauen Wissens nur vereinzelt auftauchen, galt Thoma lange Zeit wegen seiner Filserbriefe ziemlich allgemein als Verspotter des Bauernstandes, der auf Kosten der Bauern die Städter belustigen wolle. Gegen diese Anschuldigung wehrte sich Thoma aber heftig: „Ich habe mehr als ein Buch vom bayrischen Bauern geschrieben und in jedem muß zu lesen sein, daß mir auf der Welt nichts wertvoller ist wie der bayrische Bauer" (I. 726). Als ihn Maidi von Liebermann einmal in tiefer Erkenntnis seines Wesens einen Bauern nannte, wertete er das als einen Ehrentitel (Br. S. 215). Dreyer überliefert folgendes Geständnis von ihm[21]): „Ich hatte nie die Empfindung, daß ich über ihnen stünde oder stehen wollte,

---

16) vgl. dazu den ganzen Brief Nr. 210 und 211.

17) Seine Meinung von den erfundenen Dorfnamen, die nichts taugen (Br. S. 222), bestätigte er selbst, ungewollt zwar, am besten: die wenigen, die er selbst konstruierte für die Gegend um Dachau, passen zwar stimmungsmäßig gut durch ihre bayerische Endung auf -ing, aber Riezler weist in seinen Untersuchungen „Die bayrischen und schwäbischen Ortsnamen auf -ing und -ingen" (Sitzungsbericht der kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften 1909, 2 S. 21) nach, daß merkwürdigerweise Ortsnamen auf -ing gerade hier fehlen, oder doch sehr spärlich sind.

18) Jos. Nadler: „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" Bd. IV, S. 694.

19) W. Michel: Die Zeit. Wien, 12. Sept 1903 S. 291 und ähnlich Michel: Freistatt 1903 Nr. 35; allerdings waren damals Thomas große Bauernromane noch nicht geschrieben.

20) Hofmiller: Südd. Monatshefte 1911/12, Jan. S. 548.

21) Dreyer: Das Bayerland 1921 S. 15.

und wie dem Knaben ist dem erwachsenen Mann der liebste Umgang mit Bauern geblieben." Eine Unterhaltung mit ihnen bezeichnete er als „unvergleichlich anregender als ein Gespräch mit trefflichen Räten" (I. 115), wie ihm überhaupt eine „Bauernhütte bemerkenswerter" erschien „als das Reichstagsgebäude" (Br. S. 105). Seine „tiefwurzelnde Neigung" zum Bauern bezeichnete er einmal in einem Brief als die Summe seines Lebens (Br. S. 149). Diese wenigen Worte sollen statt vieler anderer[22]) von seiner ehrlichen Liebe und aufrichtigen Bewunderung für den Bauern zeugen.

Weil er den Bauern schätzte, verteidigte er ihn gegen lieblose und falsche Beurteilung. Immer und immer wieder kämpfte er deshalb gegen die volksfremden Gerichte[23]), die „Sitten, Gebräuche und Mißbräuche, die Art zu denken und zu reden" (I. 111) oft gröblich mißverstanden und die, von Stammesurteilen geleitet, sich über „die Derbheiten der Landleute in aeternum" ungerechtfertigterweise entsetzen (I. 580 und 581). Er nahm die Bauern in Schutz gegen die übliche oberflächliche Aburteilung durch die Städter[24]). Aus seinem liebenden Verstehen für das Bauerntum wuchs — zum großen Teil wenigstens — seine Verachtung Ruederers, der nach seiner Meinung die Oberbayern nur „aus einer partenkirchener Stimmung heraus beurteilt" (I. 256)[25]). Derselben Liebe entsprang aber gleichzeitig sein Unwille gegen die Verlogenheit der üblichen Bauerntheater (III. 885) und seine Abneigung gegen die süßliche Schönfärberei der Dorfgeschichten, die er beide herzhaft verspottete in den „Hinterseern" und im „Lämmergeier"[26]). So wie der Bauer wirklich ist, so ist er groß und recht; jede Darstellung, die von der Lebensnähe abweicht, kann ihn darum nur kleiner machen. So schöpfte Thoma seine Werke aus zwei Quellen: aus genauester innerer und äußerer Kenntnis der bäuerlichen Welt und aus seiner verehrenden Liebe zu ihr (Br. S. 193; I. 795).

---

22) Br. S. 10, 122, 133; Ludwig Thoma: „Autobiogr. Skizze", Lit. Echo 1906 März S. 782; I. 255, 645 u. ö.
23) I. 129/30; Ludwig Thoma, Lit. Echo 1906 März S. 782; III. 393/4.
24) I. 257; III. 256/7, 365.
25) vgl. den ganzen Aufsatz I. 254 ff.
26) II. 721, 744, auch II. 84.

3. Er stellt ihn naturgetreu dar.

Ihn trieb zu seinen Werken nicht kulturmüde Begeisterung für Einfachheit und Natur, wie vor ihm viele andere Dorfschriftsteller, die beherrscht wurden von dem „Bedürfnis sich die eigene Sentimentalität vom Herzen zu dichten"[27]), auch keine erzieherische Absicht[28]., wie sie noch Gotthelf leitete, noch weniger die Lust des Satirikers, eine Welt, über die er sich erhaben fühlt, zu verspotten. „Im Verstehenlernen faßte ich Lust, dieses Leben zu schildern" (I. 129). Mit diesen Worten gab Thoma die Erklärung, warum er die Bauern darstellte. Er wollte eine zu seiner Zeit oft verkannte Welt, die bäuerliche Welt, völlig ungeschminkt in ihrer Einfachheit und Natürlichkeit anderen Menschen zeigen, in der Überzeugung, daß nur „eine souveräne Darstellung wirklichen Lebens wertvoll sei" (I. 123). Mit solchem realistischen Kunstwillen verband er auch die Fähigkeit zu einer völlig naturgetreuen Wiedergabe. „Wenn ich Bauern schildere, fahre ich in ihre Haut, denke ihre Gedanken und rede ihre Sprache und bin glücklich, eine Weile alles andere darüber vergessen zu dürfen"[29]). Nur so war er fähig ein lebenstreues Bild des Bauern zu entwerfen, es in Einzelheiten genau auszumalen und nicht nur zu skizzieren, wie es z. B. Anzengruber tat. Seine Liebe zu den Bauern verleitete ihn aber durchaus nicht dazu, nur einseitig Idealgestalten zu entwerfen. Er scheute sich nicht, auch heruntergewirtschaftete Bauern in ihrer ganzen Erbärmlichkeit zu zeigen. Ja, es wird Thoma oft der Vorwurf gemacht, daß er nur, oder in erster Linie die Schattenseiten des Bauern zeichne[30]). Eine solche Auffassung der Bauern Thomas ist jedoch verfehlt, weil sie bei der Beurteilung des Bauern den Maßstab des Städters anlegt und mißt und wertet, wo sie zu verstehen suchen sollte.

Die Bauerndarstellungen erstreckten sich über seine ganze schriftstellerische Tätigkeit: vom „Agricola", seinem ersten Werk, bis zum „Ruepp", an dem er noch einige Wochen vor seinem Tode arbeitete (Br.

---

27) W. Michel. Die Zeit: Wien 1903 12. Sept. S. 291.

28) Im Gegensatz dazu (aber mit Unrecht): P. Sommer: Leipziger Lehrerzeitung, 28. Jhrg. Beil. S. 92.

29) Diesen Ausspruch Thomas berichtet Dreyer, das Bayerland 1921 S. 16.

30) z. B. Anselm Salzer: „Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur" 1931 Bd. IV, S. 1656; Joseph Nadler: „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften", Bd. IV, S. 694.

S. 244). In den zwei Dutzend Jahren dazwischen malte er seine Bauerngemälde in der derben Holzschnittechnik eines Albin Egger-Lienz. Eckig und derb, wuchtig und klobig zeichnete er seine Gestalten und immer streng nach der Natur. Manchmal entwarf er sie mit leichter Hand voll Freude, etwas „Bäuerliches, Lustiges, Unbekümmertes" (Br. S. 170) zu schaffen und manchmal überwog die Tiefe schweren Ernstes, die Bewunderung für die „ungeschriebene Gesetzmäßigkeit eines tüchtigen Sinnes" in den Bauern (I. 129). Darnach lassen sich auch Thomas Bauerngeschichten in zwei Gruppen einteilen, Werke heiteren und solche ernsten Inhalts, die von verschiedenem Aufschlußwert für die Erkenntnis des Bauerntums sind.

Den Agricola nennt Hofmiller in einem Aufsatz „Bauernschilderung oder Bauernvarieté"[31]), eine „Bauernhumoreske für Städter", „prachtvolle Schnurren", in welchen aber der Studierte noch „gelegentlich durch satirische Lichter Farbe und Kontur" verdirbt, wo der Dichter behaglich bei den Schwächen des Bauerntums verweilt. Gewiß sind es meist Stammtischgeschichten, die er zur bloßen Unterhaltung erzählt und es läßt sich nicht leugnen, daß er die Bauern noch durch die Gelehrtenbrille sieht[32]). Aber Thoma entstellt nicht, verzeichnet nicht. Er betont zwar besonders die lustigen Seiten des bäuerlichen Lebens, diese aber müssen bei einer Schilderung des bayrischen Bauern durchaus nicht erst erfunden werden, da sie sich ja schon dem zufälligen Beobachter zeigen. Sein Buch will lustig sein (II. 12), aber niemand verspotten (II. 13). Wenn er dabei, „so gut und schlecht es ging, den heiteren Ton" anschlägt, so hat ihn „die Meinung dazu gebracht, daß man die Sorgen der Werkeltage am besten trifft, wenn man sie mit Humor behandelt" (II. 12). Wenn Thoma dabei nun manchmal übertreibt, beachtet er stets seine Überzeugung, daß die Übertreibung nur „echt und komisch" wirkt, „wenn sie die auf die Spitze getriebene Möglichkeit darstellt" (I. 257). Darum können wir aus den Bauerngestalten des Agricola unter mancher humoristischen Umkleidung und Übertreibung ihre Urbilder herausschälen. Wenn aber Joseph Weigert, ein bewährter Bauern-, doch minder ausgezeichneter Thoma-Kenner, sie „als ungemein roh, ungekämmt, ungewaschen,

---

31) Allgemeine Zeitung, München 1909 Nr. 1. Ähnlich O. Gluth: Deutsch. Biogr. Jahrbuch Bd. III, 1921, S. 259: „noch nicht ganz frei von der Ironie des Gebildeten, der seinen Spaß hat an dem Hinterwäldlerischen des erbeingesessenen Bauern".
32) z. B. „Der Hofbauer".

voller Verschmitztheit an Leib und Seele"[33]) dargestellt findet, so übersieht, oder mißversteht er besonders die letzte Erzählung des Agricola: „Das Sterben" (II. 103).

In dem heiteren Ton des Agricola schrieb Thoma noch zahlreiche kleinere Bauernerzählungen: „Die Sau" und „Die Probier" (in der Sammlung „Assessor Karlchen"), „Der heilige Hies", „Krawall" (in den „Kleinstadtgeschichten"), „Der Klient" (im „Aquarium", „Das Volkslied" (in den „Nachbarsleuten") und „Die Dachserin" (in der gleichnamigen Sammlung). Auf derselben Linie bewegen sich auch seine Lustspiele: „Die Medaille" und die „Brautschau". Auffallend ist, daß Thoma bei all diesen lustigen Bauerndarstellungen den Bauern hauptsächlich in der Wirtschaft, in der Amtsstube des Rechtsanwalts oder im Gerichtssaal zeigt; selten beobachtet er ihn darin (ganz im Gegensatz zu den ernsten Erzählungen) in dessen eigentlichem Bereich: der Familie und bei der Arbeit[34]). Thoma beleuchtet in diesen Werken seine Gestalten von einem Punkte aus, der nicht der wesentlichste im Leben der Bauern ist; aber er stellt sie deshalb durchaus nicht in ein falsches Licht, da er sich innerlich stets des tieferen Gehaltes des Bauernlebens bewußt bleibt. Sie können als äußerst wertvolle Ergänzung zu seinem Bilde vom Bauern gelten, nur dürfen die dargestellten Einzelfälle nicht verallgemeinert werden.

Hier reihen sich ferner die Jagd- und ein Teil der Kleinstadterzählungen an, in denen das Bäuerliche aber stark zurücktritt. In diesen Geschichten liegt zwar häufig der Schauplatz auf dem Lande und die Helden sind meist bäuerlicher Abstammung, aber die bäuerliche Art als solche wird nur zufällig gestreift; darum schalten sie in dieser Betrachtung ziemlich aus. Hierzu zählen „Die Wilderer und andere Jagdgeschichten", „Der Menten-Seppei" (in der „Dachserin") und „Der Jagerloisl", ebenso der Sommerfrischen-Roman „Altaich".

Eine Sonderstellung nehmen die Filserbriefe ein: „Briefwechsel eines bayrischen Landtagsabgeordneten" 1909 und die Fortsetzung „Jozef Filser Briefwexel", auch der Bauernschwank „Erster Klasse". Wie ein Vergleich der Auflageziffern zeigt, werden sie von allen Bauerngeschichten Thomas am meisten gelesen und weite Kreise kennen Thoma darum nur als Verfasser der Filserbriefe. Weithin herrscht deshalb die Anschauung, Josef Filser sei der Bauer, so wie ihn Thoma sah, oder dieser „Krachlederne"

---

33) Jos. Weigert: „Religiöse Volkskunde" 1925 S. 125.
34) Ausnahmen: „Die Probier" und „Brautschau".

in seiner Selbstüberschätzung, Verschlagenheit und Rüpelhaftigkeit stelle das wahre Wesen des Dachauer Bauern dar. „Die Briefe Filsers sind echt und glaubhaft. ... Der Dichter Thoma und der kritische Spötter Thoma haben hier mit gänzlicher Ausgeglichenheit am Werk geformt", so äußert sich O. M. Graf darüber[35]) und im Gegensatz dazu urteilt Hofmiller[36]): „Diese Bauernschilderungen sind in ihrer karnevalistischen Absichtlichkeit nicht echter als die Bauern der Schwabinger Bauernbälle". Beide Ansichten gehen am Wesentlichen vorbei. Von welchem Gesichtspunkt aus dieses Werk zu betrachten ist, sagt Thoma selbst in seiner Schrift an die „bayrischen Bauern" 1912 (I. 724), in der er seine Stellung dazu klarlegt: „Es ist nicht wahr, daß ich in dem Joseph Filser einen Vertreter des Bauernstandes hinstellen will, sondern ich habe einen Zentrumsabgeordneten geschildert". Also im Filser ist gar kein Bauer gezeichnet, auch nicht eine Karikatur von ihm. In der Gestalt des Filser macht Thoma nur eine politische Zeiterscheinung lächerlich. Ähnliches gilt auch von „Erster Klasse". Wenn Thoma auch in einem Brief an Ganghofer schreibt, daß er in diesem Einakter „zwei Dachauer Hammeln" schön verulkt habe (Br. S. 109), so wäre es doch verfehlt, in dieser Stelle einen Beweis für die satirische Absicht Thomas gegen das Bauerntum sehen zu wollen. Schon im nächsten Brief an Ganghofer (Br. S. 109) erwähnt er nur „die paar kleinen Bosheiten gegen das bayrische Eisenbahnwesen" und gegen das Ministerium, und in dem erwähnten Schreiben an die bayerischen Bauern versichert er, „daß darin nicht der Bauernstand, sondern ein Beamter verspottet ist" (I. 725). Da es Thoma hier gar nicht darum zu tun ist, einen Bauern in seiner bäuerlichen Eigenart darzustellen, zeichnet er ihn in den grellen Farben der alten Bauernsatiren, und darum sind diese Schriften für volkskundliche Auswertung nur bedingt und mit Vorsicht zu verwenden.

Daneben stehen die Werke, in denen er seine „ernsthafte Meinung" (I. 726) über den Bauern niederlegt. Zunächst als eines seiner frühen Werke „Die Hochzeit"; in ihr gestaltet Thoma mit geradezu wissenschaftlicher Genauigkeit keinen besonderen Fall, sondern das Alltägliche, so, wie es sich wohl im Leben eines jeden Bauern ereignen kann. 20 Jahre später behandelt er noch einmal denselben Stoff der bäuerlichen Heiratsanbahnung in einer größeren Erzählung „Marget".

35) O. M. Graf: Das Welttheater, 1925 S. 62.
36) Hofmiller: Allgemeine Zeitung 1909 Nr. 1.

Aber hier nimmt er einen Sonderfall zum Vorwurf, den er zufällig bei einer Bahnfahrt einmal erfuhr (Br. S. 168). Thoma selbst nennt sie eine „nette Bauernnovelle", die er in zwei bis drei Tagen hinzuschreiben gedenkt (Br. S. 238). Sicherlich reihte er sie unter die Gruppe seiner Werke ein, die er als leichte „Sommerarbeit" zu bezeichnen pflegt und als solche enthält sie neben vielen treffenden bäuerlichen Zügen ein paar, die Thoma in seinen großen Bauernromanen nie erwähnt, weil sie mehr zur Unterhaltung des Lesers beitragen, als zur bäuerlichen Charakteristik. Bemerkenswert ist die Art, wie er in dieser Erzählung das Bauernleben in Franken schildert. Der Hof der Marget ist das, was sich der Städter unter dem Muster eines Bauernhofes vorstellt: groß und sauber, das Leben ruhig, geordnet in patriarchalischer Zucht. So erzählt ein Bauernschriftsteller, der die naturalistische Stiltechnik beherrscht, und das Bauernleben kennt, der es aber nicht aus innerem Miterleben heraus gestaltet, sondern auf Grund von Beobachtungen, wie sie einem aufmerksamen Fremden möglich sind. Man stelle daneben das Bild des Matheisanwesens im Dachauer Gebiet und das Leben in ihm; dann lernen wir das Große der Thoma'schen Bauerndarstellung schätzen, das aus Thomas Verwurzelung im heimatlichen Bauerntum hervorwächst. Bezeichnend für seine tief bäuerliche Natur ist das Bruchstück „Kaspar Lorinser"; sich in dieser Autobiographie als einen frischen Bauernbuben darzustellen, erscheint ihm (bei seinem ersten Entwurf wenigstens) als das natürlich Gegebene. Mit inniger Liebe schildert Thoma in diesem Werk das Leben des Bauernkindes und zeichnet darin den Oberländer Bauern seiner engsten Heimat, des Isarwinkels.

Zu den Bauerndichtungen ernsten Inhalts gehören ferner die zwei Kriegschroniken: die Aufzeichnungen, die „Ein bayrischer Soldat", ein Bauernsohn schrieb, und die begonnene „Kriegschronik von Armetshofen", die mit statistischer Genauigkeit wahrheitsgetreu ein Bild der Kriegszeit in der Heimat geben will, „wie sie in einem kleinen Dorfe Wirkungen ausübt, im Leben und im Haushalt des Einzelnen, in der Gemeinde usw." (Br. S. 148). Neben Thomas Bauernlustspielen stehen seine ernsten Volksstücke „Magdalena", „Der erste August" und „Christnacht". Was im Roman ganz leise mitschwingt in einer Stimmung, im Unausgesprochenen, muß auf der Bühne in Worte gefaßt und damit verdeutlicht, vergröbert werden. Da nun gerade der Bauer Gefühle nicht ausspricht, wird das Zarte und Tiefste des Bauerntums auf

der Bühne verschwiegen (wie in den Schwänken), oder aber es muß in Worten festgehalten werden und erscheint dann leicht sentimental und idealisiert. Dieser Gefahr ist Thoma nicht erlegen, aber sie stand auch ihm nahe und er fühlte sie: „Alle Bühnenkunst ist doch für Schminke und Rampenlicht, wenn man es auch noch so sehr vermeiden will" (Br. S. 36). „Alle Stimmung verfliegt, jedes Milieu wird grob und grell im Lampenlicht" (Br. S. 37). Die Bauerngestalten in Thomas ernsten Theaterstücken sind zwar unbedingt naturgetreu und echt, aber im Vergleich zu den Bauern seiner anderen Dichtungen erscheinen sie in ihrem Gefühlsleben weicher und offener, in ihrer Derbheit gemäßigter.

Wollen wir den Bauern in seiner ganz ungeschminkten Naturhaftigkeit, in seinem ureigenen Wesen sehen, dann müssen wir die drei großen Romane von Thoma lesen: „Vöst", „Wittiber" und „Ruepp". Hier steht der Bauer unmittelbar vor uns, wie er ist und wie er lebt, ohne humorvolle Übertreibung. Im „Vöst" zeigt Thoma den Bauern im Zusammenstoß mit einer fremden Macht, in seinem aufrechten Kampf gegen die Winkelzüge einer Partei. Thoma verteidigt sich gegen den Vorwurf, eine Tendenz dabei verfolgt zu haben[37]), aber später hat er selbst das Empfinden, daß er etwas Unbäuerliches hineingetragen habe. Im Gegensatz dazu nennt er seinen „Ruepp sehr bäuerlich; um ein gutes echter, als der Vöst" (Br. S. 242), weil nichts Außerbäuerliches hineinspielt. In gleicher Weise lebt sein „Wittiber" ausschließlich in der bäuerlichen Welt. Mit Bescheidenheit und Befriedigung urteilt Thoma darüber selbst: „Das Milieu habe ich getroffen, die Leute noch mehr" (Br. S. 114). Der Wittiber war — wie Scher wenigstens erzählt —[38]) das Buch, das Thoma am meisten von allen seinen Werken schätzte, und über das er geäußert haben soll: „Das ist mein Bestes. Wenn sich ein Deutscher nach meinem Tode über bayrische Bauern ein echtes Bild machen will, wird er wohl den Wittiber lesen müssen".

Sich über die Bauern ein rechtes Bild zu machen, ist die grundlegende Aufgabe der Volkskunde, denn das Bauerntum ist „ihr eigenstes Gebiet"[39]). Darum liefert Thoma mit seiner realistischen Darstellung des bäuerlichen Charakters, des bäuerlichen Lebens und der bäuerlichen Sitten

---

37) Ludwig Thoma: „Offener Brief", Sdd. Monatshefte 1906 Febr. S. 102—4; vgl. dazu die gegenteilige und irrige Auffassung von Lulu von Strauß Torney: „Die Dorfgeschichte in der modernen Literatur" S. 22.
38) Peter Scher: Die Propyläen 1921, 8. Lieferung S. 59.
39) Schwietering: „Wesen und Aufgaben der deutschen Volkskunde", Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1927 S. 752.

einen kostbaren Kenntnisschatz für die Volkskunde. Andrerseits aber gewinnen wir durch seine Bauerndarstellungen auch Einblick in die gesamte Dichtung Thomas, da der Bauer im Mittelpunkt seines ganzen Werkes steht. „Man denkt, zumal in Nord-Deutschland bei dem Namen Ludwig Thoma vor allem an den Simplizissimus ... zuletzt an die Bauernromane"[40]). Thoma, der Mitarbeiter des Simplizissimus, ist zwar nicht zu trennen vom Dichter Thoma, aber diese Satiren stellen nur einen Ausschnitt und durchaus nicht den arteigensten (Br. S. 59) und wertvollsten Teil aus seinem Werk dar. Thoma, der Dichter des Bürgertums, zeichnet köstliche Kulturbilder des süddeutschen Kleinstadtlebens[41]), aber in ihnen spiegelt sich das ironische Lächeln des Beobachters, der die Enge und Dumpfheit dieser interessanten Welt beleuchtet. Thoma, der Bauerndichter, hingegen ist der ganze Thoma, der seine eigene Welt darstellt.

Er wollte nicht den Bauern schlechthin zeichnen, auch nicht den deutschen Bauern; denn dieser ist ein Typus, eine Abstraktion. Sicher ist der Wesenskern des Bauern in ganz Deutschland ein einheitlicher, feststehender, aber seine Erscheinungsform wechselt. Der Bauer, so wie er leibt und lebt, ist ein anderer in Niederdeutschland als in Mittel- und Süddeutschland, er ist ein anderer z. B. in Baden als in Bayern, ja ein anderer in Niederbayern als in Oberbayern. Je enger umgrenzt die Gegend ist, deren Bauern dargestellt werden sollen, desto einheitlicher, naturnäher wird das Bild der Bauern. Thoma wollte den bayrischen Bauern darstellen. Als ihn einmal jemand einen „Bayerndichter" nannte[42]), freute er sich über diese Bezeichnung, und hatte das Gefühl, daß er diesen Namen verdiene (Br. S. 236). Wenn wir aber ganz genau alle seine Bauerngestalten betrachten, so erkennen wir, daß sie einem räumlich viel engeren Gebiet angehören als dem bayrischen: sie stammen fast sämtliche aus der Dachauer Gegend. Thoma schildert also den Dachauer Bauernschlag[43]).

---

40) W. Ziersch: Deutsches Volkstum, Monatsschrift Hamburg 5. Jhrg. S. 970; ebenso O. Gluth: Deutsches Biogr. Jahrbuch Bd. III, 1921 S. 260.
41) auch die Atmosphäre der „Münchnerinnen" ist die der Kleinstadt.
42) Dr. G. J. Wolf: „Thoma, der Bayerndichter", der Sammler 20. I. 1917.
43) vgl. dazu S. Riezler, Hist. Zeitschr. von Sybel 1914 S. 619.

Diese Abgrenzung ist keine zufällige, willkürliche, auch nicht nur rein geographische[44]); sie stützt sich auf die Erkenntnis, daß er sowohl in seiner körperlichen Erscheinung wie in seiner seelischen Artung deutlich eine Sonderstellung einnimmt. Schon 1875 weist ein Kenner des Dachauer Landes auf diese Eigenart hin, die ihm klar wird aus den alten Sitten und aus der eigentümlichen Mundart[45]). Sigmund Riezler betont sie wieder in seiner „Geschichte Bayerns"[46]), gestützt auf die wissenschaftlichen Untersuchungen Fastlingers im „Neuen Archiv 1914"[47]). Was Wissenschaftler so erst später aufspürten und durch Bücher zu beweisen suchten, das fühlte Thoma schon vorher kraft seiner scharfen Beobachtungsgabe und dank seines vertrauten Zusammenlebens mit den Bauern der Dachauer Gegend. Er wirkte drei Jahre lang in Dachau als Rechtsanwalt; dann hatte er im Dachauer Hinterland in 7 Gemeinden weite Jagdgebiete in Pacht[48]). Die Kleinberghofener Jagd z. B. besaß er von 1905 bis zu seinem Tode; er weilte dort sehr oft, manchmal wochenlang, auch als er bereits am Tegernsee wohnte. So ist es nicht Zufall, daß seine Bauernerzählungen und Bauernstücke fast alle[49]) in dieser Gegend spielen, obwohl er im Oberland geboren war und dort seinen ständigen Wohnsitz hatte. Er entdeckte den Dachauer Bauern für die Literatur und noch mehr: er gab überhaupt die erste genaue Kunde von dessen Eigenart[50]).

---

44) Bevölkerung des Landes zwischen mittlerer Amper und Ilm, zwischen Dachau und Pfaffenhofen a. Ilm.

45) Hartmann S. 194. Oberbair. Archiv für vaterländ. Geschichte 35. Bd. 1875.

46) aber erst in der 2. Auflage 1927 S. 99—101.

47) Fastlinger: „Hosi = Osi" S. 179.

48) in Hirtelbach, Eisenhofen (Hof), Weikertshofen, Klein Berghofen, Stumpfenbach, Unterzeitelbach und Sittenbach (in dem Gebiet zwischen Indersdorf und Altomünster). (Mitteilung des Wirtes von Kleinberghofen, in dessen Wirtschaft Thoma während seines Jagdaufenthaltes zu leben pflegte).

49) Die einzige Ausnahme ist der „Lorinser", der in der Risser-Gegend, Thomas Heimat, spielt. Der „Jagerloisl" (Tegernsee) stellt den echter Jäger und weniger den Bauern dar.

50) Riezler weist darauf hin, daß Agricola und Wittiber (als Beispiele für Bauerndichtungen, zu denen die Dachauer Bauern „als Urbilder gesessen sind") „von anderen Volksschilderungen desselben Verfassers scharf zu unterscheiden" sind. (Sigm. Riezler, „Geschichte Bayerns", 2. Ausgabe Bd. I, S. 100). In der Tat würde ein Vergleich von Thomas Dachauer Bauerngeschichten mit Darstellungen desselben Verfassers vom Leben des bayrischen Bauern einer anderen Gegend die Eigenart des Dachauer Schlages am besten beleuchten; aber diese Vergleichsmöglichkeit fehlt uns. Es käme hiezu nur der „Lorinser" in Frage, in dem der Oberländer Bauer geschildert wird; aber dieses Werk liefert als Bruchstück zu wenig Stoff für einen erschöpfenden Vergleich. Die „anderen Volksschilderungen" Thomas, die in anderen Gegenden spielen: im

Ob Thoma sich der einzigartigen Eigentümlichkeit des Dachauer Bauernschlages bewußt war, ist ungewiß. Nie hob er in Briefen, Aufsätzen oder Gesprächen dessen Sonderstellung hervor, sondern betrachtete ihn stets als Erscheinungsform des bayrischen Bauerntums, wie er den Tegernseer und den Isarwinkler Bauern als anderen Ausdruck desselben bayrischen Stammescharakters ansah. Tatsache aber ist, daß er den Bauern lebenswahr darstellte, so, wie er ist und darum kommt in seinen Werken — gleichviel ob bewußt oder unbewußt — die typische Eigenart des Dachauer Bauern klar zum Ausdruck. Wenn im Folgenden versucht werden soll, den Bauern zu zeichnen, wie ihn Thoma sah, so erhalten wir ein klares Bild vom Dachauer Bauern und damit einen wertvollen Beitrag zur allgemeinen Volkskunde von Dachau.

Isarwinkel (Halsenbuben und Schneehendlpfeifen), im Tegernseer Gebiet (Jagerloisl und Menten Seppei), in Tirol (Die Wilderer), oder im Chiemseer Gebiet (Kleinstadtgeschichten und Nachbarsleute) sind nicht Bauerngeschichten, sondern Jagd- und Kleinstadterzählungen, und als solche zu einem Vergleich ungeeignet.

A. Die Umwelt des Dachauer Bauern.

1. Landschaft.

Das Dachauer Land, in dem fast alle Bauerngeschichten Thomas spielen, fällt nicht zusammen mit dem Gebiet des ehemaligen Landgerichtes Dachau, das sich im Südosten bis in die heutigen Vorstädte von München erstreckte. Seine Ausdehnung entspricht ungefähr dem nördlichen Teil des alten Hosigaues[1]) und umfaßt zwei ganz verschiedene Landschaftsbilder: die nacheiszeitliche Schotterebene um München, der auch das Dachauer Moos angehört, und das fruchtbare tertiäre Hügelland hinter Dachau[2]). Den Handlungsort von nur zwei Erzählungen („Der Wilderer" (I. 39) und „Das Sterben" (I. 103)) verlegt Thoma in die unfruchtbare sumpfige Ebene, die sonst Auge und Phantasie vieler Künstler anzieht. Seine Liebe gilt dem Dachauer Hinterland, hauptsächlich dem Gebiet zwischen Amper und Glonn, das sich besonders an der Glonn in reicher Fruchtbarkeit und Schönheit entfaltet. „Wer die Gegend nur flüchtig sieht, mag sie wohl für reizlos halten; da eine Wiese, dort ein Feld, in weiter Ferne vielleicht ein Wald, aber immer das nämliche und nichts Großartiges" (II. 11). Doch gerade in dieser Schlichtheit ruht der Reiz und der Friede dieser Landschaft. „So weit der Blick reicht, wölbt sich ein Hügel hinter den anderen, alle bedeckt mit reichem Gottessegen" (II. 11)[3]). Ein echtes Bauernland, nicht eine Spur von Industrie, nur Bauernhäuser und Kirchen und Kirchen und Bauernhäuser (III. 657). Obwohl in der nächsten Nähe einer Großstadt, blieb es doch unberührt von „Fremdenindustrie und Holdriogaudi" (I. 255) und bewahrte ein „von der Außenwelt und von allen neuzeitlichen Verunstaltungen gänzlich unberührtes Altbayerntum" (I. 768), ganz im Gegensatz zu Garmisch-Partenkirchen z. B., das Thoma als „kostümierten Kurfürstendamm" (Br. S. 154/5) mied. Wie an einem sicheren Wall brachen sich die großstädti-

1) Dieser umfaßte den Süd-Westen Altbayerns zwischen Lech und Isar, reichte südlich bis ans Gebirge, nördlich bis an die mittlere Ilm und Paar und umschloß die alten Grafschaften Scheiern, Dachau und Andechs. (Fastlinger: Sonderdruck aus den Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns XIX. Bd. München 1911, S. 4).

2) Scheidl: „Die Bevölkerungsentwicklung des altbayrischen Landgerichtes Dachau im Laufe früherer Jahrhunderte" S. 359.

3) ebenso II. 13, 1087, 1094.

schen Neuerungen am Dachauer Moos und konnten lange Zeit nicht in das Bauernland eindringen. Die Kleinstädte Friedberg, Aichach, Schrobenhausen und Pfaffenhofen umsäumen nur den Rand des Dachauer Gebietes und weisen selbst weit mehr ländliches als städtisches Gepräge auf[4].

2. Siedlung.

Das Landgericht Dachau umfaßte 1860 einen Markt (Dachau), 90 Dörfer, 84 Weiler, 70 Einöden und Mühlen[5]. Das Hauptgewicht liegt also bei den Dörfern. Diese sind zwar verhältnismäßig klein[6], aber dafür reiht sich „Dorf an Dorf bald zwischen Höhen, bald hinter Wäldern versteckt" (I. 128)[7]. Zwischen den freundlichen Ortschaften und durch dieselben schlängeln sich schmale (II. 1095), bei Regenwetter äußerst schmutzige[8]) Wege dahin, über deren bodenlosen Zustand sich in Urkunden immer wieder Klagen erhoben, der aber natürlich bedingt ist durch den Mangel an Straßenschotter[9]). Die Dörfer selbst entwickeln sich nur selten in geregelter Straßenform, Haus neben Haus. Meist scharen sich die Häuser bunt verstreut um die Kirche, die sich gewöhnlich auf einer Erhöhung erhebt[10]). Der schlanke, spitze Kirchturm (III. 25) konnte sich in der Dachauer Gegend gegenüber dem alten spätromanischen Satteldach nur ganz vereinzelt durchsetzen[11]), während die barocke Zwiebelhaube (III. 1019) manchem Kirchturm sein altbayrisches Aussehen verleiht. Im Schatten der Kirche, mitten im Dorf, ruhen die Toten auf dem Friedhof. Nur eine niedrige Mauer mit einer eisernen Gittertüre (III. 103/4) trennt diese stille Welt vom Leben des Dorfes, das auch hier noch seinen Anspruch auf genaue Scheidung von arm und reich geltend macht: kleine hölzerne oder schmiedeiserne Kreuze kennzeichnen die Gräber der einen und

4) vgl. dazu z. B. die Schilderung von Altaich (III. 609). Obwohl Thoma darin seine Jugendeindrücke von Traunstein wiedergibt (Br. S. 169), entspricht das dargestellte Kleinstadtleben doch ungefähr auch dem von Altomünster (Br. S. 188).

5) „Bavaria: Landes- und Volkskunde des Königreiches Bayern", München 1860 Bd. I, 1. Abtlg. Tabelle S. 242; dazu III. 1024, 1052.

6) II. 11; III. 25, 657, 1024.

7) Auf ungefähr 3 Kilometer trifft eine Ortschaft (Jos. Scheidl: „Bevölkerungsentwicklung" S. 359).

8) III. 23, 404.

9) Scheidl: „Dachau: Wanderungen im altbayrischen Bauernland" S. 11.

10) II. 12; III. 25.

11) Auffallenderweise erwähnt Thoma nie diese so allgemein übliche Form des Satteldaches, die auch einem weniger tiefen Beobachter kaum entgeht.

hohe Steine die der anderen (III. 105). Leider verdrängen die „neumodischen Marmorklötze“ die alten kunstvollen schmiedeeisernen Kreuze immer mehr[12]). Dicht neben der Kirche tritt der Pfarrhof, meist ein stattliches zweistöckiges Gebäude, mit einem Blumengarten (III. 63) freundlich aus der Schar der umliegenden Häuser hervor. Als Gebäude von besonderer Bedeutung zeichnen sich ferner aus: das sauber geweißte Schulhaus (II. 12) und das Dorfwirtshaus — besser die Dorfwirtshäuser — mit dem lustiggeputzten Maibaum davor[13]). Dazwischen ducken sich wohlig die Bauernhöfe unter den Obstbäumen.

3. Bauernhof.

Die herrschende Form der Hofanlage ist die Viereckslage, wie sie bei den Ackerbauern üblich ist im Gegensatz zu dem Einheitshof der Viehbauern[14]). Im Dachauer Gebiet faßt nur der Kleingütler Wohnhaus, Stall und Scheune unter einem gemeinsamen Dach zusammen. Aus Thomas verstreuten und ganz zufälligen Andeutungen läßt sich kein klares und zusammenhängendes Bild über die Anlage der Höfe im Dachauer Land gewinnen[15]). Wohn- und Wirtschaftsgebäude sind getrennt und umrahmen meist auf drei Seiten einen geräumigen Platz[16]) mit Pumpbrunnen[17]) und vereinzelt mit einem Taubenkobel[18]). Die vierte Seite öffnet sich zur Straße hin und ist nur selten durch einen Zaun abgeschlossen. Das Wohnhaus steht meistens allein auf einer Seite des Hofes. Eine andere beansprucht der lange Stall- und Stadelbau; Kuh- und Roßstall sind stets getrennt[19]). Die Schweine werden in einem hölzernen Verschlag meist bei den Kühen untergebracht[20]). Über den Ställen liegt in der Regel, durch eine Leiter erreichbar (III. 589), die Tenne. Von hier aus kann man durch ein Loch im Boden das Heu in den Stall hin-

12) IV. 895; vgl. dazu auch Naumann: „Grundzüge der deutschen Volkskunde“ S. 42.

13) II. 12, 1087; III. 112, 656.

14) H. Karlinger: „Die bayr. Bauerntrachten.“ Bayrische Hefte für Volkskunde 1918 S. 11.

15) vgl. zur Anlage der Bauernhöfe: „Bavaria“ a. a. O. S. 285—89 Bauernhaus der Ebene von Felix Dahn.

16) III. 405 und 981.

17) III. 498, 589, 987, 1048, 1139.

18) III. 1123; IV. 495; Betrachtet man eine Reihe von Dachauer Bauernhöfen, so fällt allerdings auf, daß den hervorragendsten Platz im Hof immer der Misthaufen einnimmt.

19) II. 717/8; III. 42.

20) III. 40, 300.

abwerfen[21]). Dazu kommt noch ein Wagenschupfen[22]) und manchmal ein Austragshäusl (III. 1067). Wasch- und Backhaus werden von Thoma nie erwähnt. Eine einheitliche Form der Hofanlage, die genau geregelt, allgemein durchgeführt wäre, fehlt im Dachauer Gebiet.

Behäbig und stattlich[23]) liegt das Wohnhaus da. Erst im 19. Jahrhundert verdrängten die Steinbauten die Häuser aus Holz oder Lehm, die sich hier länger erhielten als anderswo infolge des Fehlens von brauchbaren natürlichen Bausteinen[24]). Ebenso behaupteten sich hier die alten weitvorspringenden Strohdächer sehr lange und finden sich zu Thomas Zeit noch bisweilen auf alten Häuschen und Nebengebäuden[25]). Die jetzt üblichen Ziegeldächer bewahrten die alte steile Bauart (I. 628). Unter diesem hohen Giebeldach sieht das meist zweistöckige Haus wohl geborgen aus. Die Wände werden belebt durch die kleinen Fenster (Br. S. 84) mit ihren grünen oder blaugrünen Fensterläden, durch die Blumen an den Fenstern (III. 1068) und durch vielerlei Verzierungen (III. 981), welche „die altbayrische Freude an bunten Farben" (I. 768) verraten[26]). Diese zeigt sich auch in dem „Wurzgartl" vor dem Haus, in dem die alten Leute besonders die farbenprächtigen Bauernblumen, wie Pfingstrosen, Georginen, Malven und Astern pflegen (I. 768) und daneben auch einige Nutzpflanzen bauen (III. 325)[27]).

Vom Hof aus gelangt man über einen gepflasterten Streifen mit doppelter Freitreppe, „Gred" genannt (III. 981), zur Haustüre, die früher (und in einigen Fällen jetzt noch) eine kunstvolle Sterntüre war, mit einem buntbemalten Gatter davor, das in halber oder ganzer Türhöhe angebracht wurde[28]). Die Tür öffnet sich zum Flöz, der, mit Steinfließen belegt (III. 18), das Erdgeschoß teilt und nach hinten mit der Gartentüre endet. Vom Flöz aus betritt man zu beiden Seiten die verschiedenen Räume des Hauses: Küche, Stube und Schlafkammer der Bauernleute

21) III. 300, 588.

22) II. 717; III. 576.

23) III. 25, 1020.

24) J. Scheidl: „Wanderungen im altbayrischen Bauernland" S. 11.

25) II. 103; III. 78, 657; IV. 495.

26) Kennzeichnend für das Dachauer Bauernhaus war lange Zeit der farbige, wohlabgezirkelte Spritzanwurf auf dem weißen Kalkgrund (vgl. das Heimatkundemuseum in Dachau).

27) Der größte Teil des Gemüse- und Krautgartens ist jedoch draußen auf dem Felde.

28) Abbildungen von diesen Werken der Dachauer Bauernkunst in der „Monatsschrift des Vereins für Volkskunst und Volkskunde" München 1914 S. 108 ff.

und eine Treppe führt von hier aus (III. 405) in das obere Stockwerk, zu den Schlafräumen der Kinder und Dienstboten (III. 444).

Mittelpunkt des Hauses ist die Stube. Sie gilt (neben der Küche) als allgemeiner Wohnraum der Familie; hier werden die Besuche empfangen und hier finden auch die wichtigsten Aussprachen und Verhandlungen statt, soweit sie sich nicht auf den engsten Familienkreis beschränken[29]. Darum spielen die Bauerndramen Thomas zum großen Teil hier, und aus den Bühnenangaben dazu[30]) erfahren wir genau, wie eine Dachauer Bauernstube aussieht. Im Herrgottswinkel steht ein schwerer Tisch, dahinter die in die Wand eingelassenen Bänke, die an zwei Seiten des Zimmers entlang laufen und in der Ecke zusammenstoßen. Das Kruzifix an der Wand gibt diesem Winkel seinen Ehrennamen. Eine andere Ecke nimmt der riesige Kachelofen ein mit der Ofenbank, dem beliebtesten Platz im ganzen Haus[30b]). Auch die mit Leder gepolsterte Bank in einer dritten Ecke darf nicht fehlen (III. 32). Zu einer Bauernstube gehört ferner ein kleiner Wandschrank[31]), in dem die Hausapotheke und das Schreibzeug seinen angestammten Platz hat. Zum Schmuck der Wände dienen neben dem Kreuz im Herrgottswinkel, einige leuchtend bunte Heiligenbilder, der Weihwasserkessel neben der Tür (III. 48) und meistens ein Gedenkblatt an die Militärzeit und ein Diplom des landwirtschaftlichen Vereins.

Weniger genau unterrichtet werden wir über die anderen Räume im Bauernhaus. In der Kammer, dem Schlafraum von Bauer und Bäuerin, fällt eine Kreuzigungsgruppe unter einem Glassturz auf, das sog. „Eingrichts", ein übliches Hochzeitsgeschenk und daneben unter Glas und Rahmen der Myrtenkranz, den die Bäuerin am Hochzeitstag getragen hat[32]). Das blaukarierte (III. 1068), oder blaugeblümte (II. 1004) Bettzeug[33]) unterstreicht den Eindruck von nüchterner Zweckmäßigkeit und Schlichtheit, der Bauernzimmer auszuzeichnen pflegt. Im Schlafzimmer steht meistens noch als der besondere Stolz der Bäuerin ein buntbemalter Kasten mit

29) II. 716; III. 32, 426, 484, 1221.
30) IV. 293, 463, 495.
30b) II. 717; III. 43, 288, 405; IV. 296, 321, 496 u. ö.
31) III. 43, 544; IV. 345.
32) III. 93, 297.
33) Wie im Schloßmuseum in Dachau zu sehen ist, wurde der Stoff früher mit einem sog. „Druckmodel" bedruckt.

den „sauber gewickelten Leinwandrollen“ (III. 751)[34]). Außer diesen Räumen beschreibt Thoma keine mehr genauer, auch nicht die Küche, in der sich doch ein großer Teil des bäuerlichen Lebens abspielt.

4. Landwirtschaftlicher Betrieb.

Genauesten Aufschluß aber erhalten wir über die Größe der Bauernhöfe, da diese vor der Eheschließung eingehend erörtert und nachgewiesen werden muß. Ein Anwesen mit 85 Tagwerk[35]) Grund und 9 Tagwerk Holz gilt als „sauberes“ Anwesen (III. 19)[36]). Der Hof des Wittiber mit 100 Tagwerk ist der größte des Dorfes Kollbach (III. 438). Im Vöst und Ruepp erfahren wir zwar nicht zahlenmäßig die Größe des Anwesens, aber allein schon die bedeutende Zahl der Arbeitskräfte läßt auf einen mindestens ebenso großen Hof schließen wie beim Wittiber[37]). Thoma zeichnet also vorzüglich das Bild des „Großbauern“ und damit schildert er gleichzeitig den Durchschnitt der Dachauer Bauern[38]). Diese „Großbauern“ werden einfach Bauern genannt, im Gegensatz zu den Gütlern und Häuslern oder Häusleuten. Ein Gütl mit einem Besitz von 40 Tagwerk wird als „mittleres Sach“ gewertet[39]). Hier besorgen nur Familienmitglieder den Hof; dieser aber ernährt sie noch vollständig, wenn auch der Ertrag nur den notwendigsten Lebensbedarf deckt[40]). Die Häusler dagegen sind auf Arbeit außerhalb ihres Besitzes angewiesen, da dieser keine ganze Ackernahrung mehr liefert, und sie zählen daher überhaupt nicht mehr unter die Bauern im weiteren Sinn, obwohl auch sie einige Tagwerk Boden bebauen. Im Gegensatz zu den Zwerggütlern und Gutsbesitzern ist bei unseren Bauern und Gütlern „Mensch und

---

34) Thoma erwähnt ihn im Flöz, was aber eine Ausnahme ist.

35) 1 bayr. Tagwerk = 34,07 Ar.

36) ähnlich: III. 985: 80 Tagwerk.

37) Auf dem Hof des Ruepp arbeiten: Bauer, Bäuerin, die 2 Kinder, Knecht und Dienstbote und mindestens 2 Mägde (III. 1080 und 1082); im Vöst neben den 4 Familienmitgliedern mehrere Knechte (III. 122) und mehrere Mägde (III. 289); im Wittiber 5—6 Arbeitskräfte.

38) Nach einer Betriebszählung vom Jahre 1925 betragen die großbäuerlichen Betriebe (mit 20 bis 100 Hektar) mehr als die Hälfte (50,1—60%) aller Bauernhöfe im Regierungsbezirk Dachau gegenüber einem Reichsdurchschnitt von nur 26,4% (Deutscher Landwirtschaftsatlas Berlin 1934, Karte 7).

39) III. 422 zusammen mit 430; ebenso III. 188. Auch der Besitzer von 22 Tagwerk Grund gilt noch als Gütler (II. 272).

40) Landwirtschaftsatlas: Karte 6. Mittelbäuerliche Betriebe mit 5—20 Hektar machen im Dachauer Land 30,1—40% aller Betriebe aus.

Äcker auf einander zugeschnitten"[41]) und wir haben in ihnen den Kern der deutschen Bauernschaft überhaupt vor uns[42]).

Der Größe des Grundes entspricht der Umfang der Viehhaltung. Ein Bauer mit 85 Tagwerk Boden[43]) hat z. B. 4 Pferde (III. 43), 23 Kühe, 5 Schweine (III. 40) und 74 Hühner (III. 42)[44]); ein Kleingütler mit 22 Tagwerk Grund hält sich 2 Ochsen und 4 Kühe (II. 272). Die Zahl der Pferde ist im Gegensatz zu Franken (III. 1024) verhältnismäßig hoch, da die Pferde auch beim kleineren Dachauer Bauern zur Arbeit verwendet werden[45]). Die Kühe sind meist Miesbacher oder Pinzgauer Schlag, braun und weiß gefleckt; Simmentaler gelten als kostbare Seltenheit (III. 40). Die Bienenzucht (III. 57) wird heute noch ziemlich vernachlässigt[46]).

Die Viehzucht steht an Bedeutung weit hinter der Feldwirtschaft zurück. Der Boden — schwerer fruchtbarer Lehmboden — eignet sich in hervorragendem Maße für Getreidebau[47]) und besonders der Anbau von Weizen erfreut sich reichen Ertrages und darum vorzüglicher Pflege. Felder mit Weizen, Gerste, Roggen und Haber und auch Raps wechseln mit saftigen Wiesen[48]). Trotz aller Fruchtbarkeit aber nahm die Landwirtschaft im Dachauer Gebiet erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts einen bedeutenden Aufschwung[49]). Noch 1860 war Dreifelderwirtschaft allgemein üblich[50]). Erst in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts wurde das ungenützt liegende Drittel der Äcker durch Aufhebung

---

41) L'Houet: „Psychologie des Bauerntums" S. 2.

42) Albrecht: „Das deutsche Bauerntum im Zeitalter des Kapitalismus" S. 64 und G. Ipsen: „Das Landvolk, ein soziologischer Versuch" S. 45.

43) Anwesen des Reischlbauern, das wir genau kennen, da uns Thoma hier als sachkundiger Bauer durch den ganzen Hof führt (III. 40 ff.).

44) Diese Angaben entsprechen ziemlich genau der Statistik der heutigen Verhältnisse. Diese gibt für das Jahr 1932 für das Dachauer Gebiet (Deutscher Landwirtschaftsatlas) als Durchschnittszahlen an bei 100 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche: 12—14 Pferde (Karte 54), 80—90 Stück Rindvieh (Karte 55), 50—60 Schweine (Karte 57, abweichend von Thoma) und 240—270 Geflügel (Karte 62).

45) II. 1095; III. 122, 419, 1080, 1201 u. ö.

46) Westenrieder (a. a. O. S. 423) klagt über die Rückständigkeit, in der im Dachauer Bezirk Ende des 18. Jahrhunderts die Bienen durch Schwefel getötet werden. Im Gegensatz dazu steht die sorgfältige Bienenzucht bei den süddeutschen Bauern im Mittelalter (Hagelstange: „Süddeutsches Bauernleben" 1898 S. 145).

47) III. 1020; IV. 483.

48) III. 20, 82, 140/1, 419, 1222.

49) 1803 bezeichnet Hazzi Korn und Haber als das einzige, was um Dachau gebaut wird; daneben noch Weizen und Gerste, aber nur im Glonntal (Statistische Aufschlüsse S. 123).

50) Bavaria: S. 480 ff.

der Brache allmählich der Bodenwirtschaft gewonnen[51]) durch Klee- und Kartoffelbau. Kraut (III. 1202), Kartoffeln und Rüben[52]) baut der Dachauer Bauer nur soviel, als er zum eigenen Bedarf braucht. Dem Obstbau wird auch heute noch wenig Beachtung und Pflege zugemessen[53]).

Die Umwelt des Dachauer Bauern finden wir bei Thoma nur durch ganz verstreute Bemerkungen angedeutet; denn ihm liegt fern, seine sach- und volkskundlichen Kenntnisse beweisen zu wollen. Aber er beobachtet diese äußeren Dinge genau und aus ihrem unmittelbaren Erleben strömte ihm soviel Schaffenskraft, daß er z. B. einmal nach Dachau fahren und „sich ein Maul voll Milieu" holen mußte (Br. S. 65), um seinen „Böst" fortsetzen zu können. Mit ein paar Worten zaubert er die Dachauer Landschaft vor unser Auge; wir fühlen die gesunde Luft, die der Bauer atmet, kurz, wir haben, ohne daß wir oft bestimmte Stellen dafür angeben könnten, das ganze Milieu vor uns, in dem der Dachauer Bauer lebt. Und das ist wichtig, denn ein Bauer „ist Heimatmensch und nicht zu verstehen ohne die Welt, aus der er wird und wächst"[54]).

---

51) Scheidl: „Dachau: Wanderungen im altbayrischen Bauernland" S. 18.
52) III. 1228; IV. 343.
53) III. 1024 und 1033. Als Zeugnisse des frühen 19. Jahrhunderts dafür „Bavaria" S. 486 und Hazzi a. a. O. S. 123.
54) Dietz: „Das Dorf als Erziehungsgemeinde" S. 6.

B. Das Zeitlose im Dachauer Bauernschlag.

I. Naturhaftigkeit.

1. Körperliche Kraft.

Thomas tiefste Überzeugung ist es, „daß nur der Bauer die Rasse hält" (Br. S. 106). „Der Bauer bildet die Grundlage jedes Staates und jedes Volkes. Wo Bauer und Landwirtschaft brüchig geworden sind, da fehlt's weit"[1]. Darum zweifelt Thoma noch im März 1917 keinen Augenblick am siegreichen Ausgang des Krieges; denn „unsere deutschen Bauernhäuser stehen noch ... und untergehen können wir nicht"[2]. In Bauernhäusern findet deutsche Art eine sichere Stätte, wenn die Wirren des Krieges alles Feststehende ringsum erschüttern (I. 628), oder wenn die Fremde das Deutschtum der Ausgewanderten bedroht (I. 630/1). Diese volk- und staaterhaltende Kraft geht aber nur von den Landleuten aus, die sich ihre Bauernart bewahrt haben. Ein solches gesundes Bauerntum, das sich Rasse und Eigenart unberührt erhielt, treffen wir in dem Lande „hinter Dachau"[3]. Der Dachauer Schlag „ist der letzte und unvermischte Rest eines uralt eingesessenen Volksstammes"[4]. Wo er in Bezug auf seine Rasse einzugliedern ist, bildete zeitweise eine umstrittene Frage. Fastlinger[5]) vermutet irriger Weise in diesen Bewohnern des nördlichen Teiles des alten Huosigaues Nachkommen der von Tacitus erwähnten Osi. Er bezeichnet sie ihrer pannonischen Sprache zufolge als Nichtgermanen und nimmt an, daß sie in Einrichtung, Sprache und Sitten noch zu Tacitus' Zeiten Pannonier gewesen seien, bei der Einwanderung der Baiuvaren aber bereits völlig germanisiert waren. Dieselbe Meinung vertritt auch Sigmund Riezler[6]) und faßt sie dahin zusammen: „Einen all-

---

1) Dieser Ausspruch Thomas ist überliefert bei W. Ziersch: „Ludwig Thoma und die Münchener Stadt" 1936 S. 6.

2) Br. S. 162 und III. 366.

3) I. 128; II. 13.

4) Hartmann: „Sitten und Gebräuche des Landgerichtsbezirkes Dachau und Bruck bei der Geburt, der Hochzeit und dem Tode" 1875 S. 194.

5) M. Fastlinger: „Hosi = Osi." Neues Archiv 1914 S. 179 ff. und: „Der Volkstamm der Hosi", Sonderdruck aus den Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, XIX Bd. München 1911.

6) „Geschichte Bayerns" 2. Ausgabe (in der 1. noch nicht) S. 99—101 und Literaturbericht der historischen Zeitschrift von Sybel S. 618 ff.

gemeinen bayrischen und germanischen Typus wird kein Kenner des Volkes hier zu finden vermögen." Und diese für uns unhaltbare Ansicht sieht er am besten gestützt durch die Bauernschilderungen Ludwig Thomas, in denen die „ethnologische Sonderstellung" der Dachauer deutlich zum Ausdruck komme.

Mit seinem klaren Blick für Rasseneigenschaften[7]) trennt Thoma genau zwischen Oberländern[8]) und den Bauern des Unterlandes[9]). Er beobachtet einen Unterschied in ihrem ganzen Wesen und Auftreten[10]), am augenscheinlichsten aber in ihrem Aussehen. Unter den Oberländern findet er zahlreiche Vertreter der „germanischen Bauernrasse, die sich im Gebirge rein erhalten hat" (I. 80)[11]). „Die haben das, was uns (den Stadtmenschen) fehlt — Rasse" (III. 857). Thoma bewundert besonders die „Grazie", in der sich ihre derbe Kraft so selbstverständlich äußert[12]), im Gegensatz zu den schwerfälligen, eckigen Formen der Dachauer Bauern. „Es ist ein hochgewachsenes, starkknochiges Volk, viele blonde Langschädel darunter, viele scharfgeschnittene Gesichter und Hakennasen, weshalb auch einige Gelehrte ... eingesprengte Sachsen oder Goten aus den Oberländern machen wollten. Sie sind aber, wie ich glaube, vom gleichen Stamm wie die im Unterland, nur straffer erhalten bei ihrer leichteren Arbeit" (IV. 892). Thoma erkannte also im Gegensatz zu Riezler, daß die Dachauer Bauern rassenmäßig nicht zu trennen sind von den germanischen Oberländern. Wie diese offenbaren sie ihre „unverfälschte altbayrische Abstammung" (I. 769). Wenn sie aber in Bezug auf körperliche Schönheit hinter den Bergbauern zurückstehen müssen[13]), so ist das nicht das Ergebnis von Rassenunterschieden, sondern die Folge anderer

---

7) vgl. als Beweis dafür Br. S. 105 und W. Ziersch: „Wie Ludwig Thoma Jagdkönig wurde und andere Thomaerinnerungen" S. 159.

8) = Isarwinkler und Tegernseer (I. 168).

9) Darunter versteht er einmal die Bauern um Aichach (also die Dachauer Bauern) IV. 483, ein andermal die niederbayrischen III. 530. Da Thoma aber einerseits von den Bauern des Unterlandes nur den Dachauer Schlag genauer kannte, und es anderseits seiner ganzen Natur widersprach, von etwas zu schreiben oder zu reden, was er nicht persönlich kannte, so dürfen wir annehmen, daß er bei der Erwähnung des Flachland- oder Ackerbauern besonders den Dachauer Bauern im Auge hatte.

10) III. 268 und IV. 892.

11) auch III. 230.

12) III. 857 und 858, 886; vgl. dazu die Photographien von E. Folkerts in seinem Buch „Oberbayr. Bauernadel" München 1936.

13) Riezler vermißt hier vollständig den sog. „schönen Typ", wie er die germanische Rasse kennzeichnet und „noch heute in unserem bayrischen Stamm erhalten ist" (Riezler: „Geschichte Bayerns" 1927 S. 100 Anmerkung 3).

Arbeitsverhältnisse; denn „so hoch und gerade (wie im Oberland) wachsen die Leute nicht, die hinter dem Pflug hergehen" (III. 266).

Thoma beschreibt nie das Aussehen eines Dachauer Bauern in Einzelheiten genau, aber er betont hin und wieder einige auffallende Züge, aus denen wir ein allgemeines Bild desselben gewinnen können, da sich die Bauern äußerlich nicht so scharf unterscheiden wie die Städter[14]. Die Männer sind meist hochgewachsen[15], breitschultrig (III. 360) und ihre grauen Augen[16] blicken aus glattrasierten Gesichtern, die manchmal scharf geschnitten sind[17]. Das „dralle Bauernmädchen"[18] wird ein nicht gerade schönes, aber „stark gebautes, robustes Frauenzimmer" (III. 18). In den seltenen Fällen, wo Thoma die Haarfarbe angibt, bezeichnet er sie als blond[19] oder braun (III. 18). Zu ganz beträchtlichen Ausmaßen sind Hände und Füße entwickelt[20]. Die Dachauer Bauern sind nach Thoma also nicht schöne Gestalten, sondern vierschrötige, „grobknochige" (Br. S. 122) Bilder „von derber Kraft" (III. 360).

Diese Kraft und Gesundheit, wie sie sich in der bäuerlichen Gestalt ausdrückt, äußert sich passiv in der körperlichen Fähigkeit, vieles, was als gesundheitsschädlich gilt, zu ertragen, und aktiv in gewaltigen Kraftanstrengungen. Zum Arzt geht der Bauer erst, wenn der Bader am Ende seiner Kunst und Wissenschaft angelangt ist[21]. Darum spielt auch der Bader im Dorfleben eine nicht unbedeutende Rolle als Arzt, Zahnarzt[22] und Vereinsvorstand (II. 47 ff.). Noch weniger Beachtung als in den Tagen der Krankheit wird dem Körper in gesunden Tagen geschenkt — nämlich keine. Die Bauern legen nicht viel Wert auf Körperpflege[23]. „Die Seife ist selten. Der Gebrauch der Zahnbürste unbekannt" (II. 16).

14) II. 12, 25. Ähnlich L'Houet: „Psychologie des Bauerntums" S. 65; und W. H. Riehl: „Naturgeschichte des deutschen Volkes" Bd. III, S. 43: „Die körperliche Besonderheit des Bauern scheidet sich noch gruppenweise ab nach Stämmen und Gauen." Er findet, daß ein Bauernmädchen so sehr dem andern gleicht, daß ein Dorfgeschichtendichter „fremde, städtische Farbtöne hineinmischt", wenn er ein „individuelles Portrait" davon zeichnet.

15) I. 768; II. 41, 115; III. 250, 982.

16) II. 41; III. 160, 1223.

17) II. 41; III. 250, 483.

18) I. 768; III. 1052 zus. m. 1062.

19) I. 768; II. 1096; III. 982.

20) II. 12, 52, 125; III. 18.

21) III. 12, 24.

22) „Der Bader" II. 89 ff.

23) II. 30; III. 115.

Besonders den Jungen genügt die anstrengendste Arbeit noch nicht, um ihre überschüssige Kraft auszutoben; sie brauchen eine besondere Gelegenheit dazu und die bietet sich in reichem Maße beim Raufen. „De junga Kampeln müassen raffen, es geaht it anderst" (III. 24). Natürlich kommt es auch oft ungewollt zu einer Rauferei, aber gerade die Burschen suchen sie fast bei jedem Vergnügen als schönsten Teil und würdigen Abschluß desselben. Diese nach Betätigung strebende und überschäumende Kraft ist der Grund für die „programmäßige Kirchweihrauferei"[24]. Sie wird schon lang vorher wohlüberlegt vorbereitet[25]. Gewollt oder ungewollt — ein Anlaß ergibt sich bald[26] und schon ist die schönste Rauferei in vollem Gang. Wohl noch selten sind (wenigstens in neuerer Zeit) bäuerliche Raufereien mit solcher Lebendigkeit, solch hinreißender Anschaulichkeit dargestellt worden wie bei Thoma[27]. Müssen wir bei der Aufzählung der dazu verwendeten Waffen[28] auch die lustige Übertreibung des Dichters abrechnen, so bleibt noch genug übrig, um unser Staunen zu erregen über die Kraft, mit der die Schläge sowohl erteilt als auch ausgehalten werden (II. 38).

2. Seelische Gesundheit.

Dieser körperlichen Stärke entspricht die innere Kraft und Gesundheit. Das Seelenleben eines Menschen ist wohl immer in irgend einer Form von dessen körperlicher Eigenart abhängig. Wo aber die körperliche Kraft und die körperliche Arbeit so beherrschend im Vordergrund steht wie im Leben des Bauern, wird das Fühlen von der physischen Derbheit nicht nur beeinflußt, sondern geradezu bestimmt und alles Feine und Zarte des Empfindens davon scheinbar erdrückt. Wenn sich Thomas Bauerngeschichten durch „Kargheit der Gebärde, der Psychologie"[1] auszeichnen, so entspricht das ganz der bäuerlichen Seele, „die nicht so differenziert wie die des städtischen Menschen" ist, „dafür aber einheitlicher und geschlossener"[2]. Thoma selbst nennt die Bauern in seinem „Wittiber"

24) Beim Dachauer Bauern liegt in ihr sicher nicht „ein trüber Niederschlag ritterlich festlicher Turniergebräuche" vor, wie ihn H. Naumann sonst als möglich hinstellt („Grundzüge der deutschen Volkskunde", Leipzig 1929 S. 63).

25) II. 30, 38, 53 (III. 1145/46).

26) II. 32 oben, zusammen mit 33; III. 118.

27) II. 14/15, bes. 69; II. 94/95; III. 118. Dazu die ebenso häufigen, aber mehr zufälligen Raufereien: III. 191/2, 386/7, 1047 und IV. 50.

28) II. 14, 36/7.

1) Michel: Freistatt 1903 Nr. 35.

2) Fr. Dietz: „Das Dorf als Erziehungsgemeinde" 1927 S. 71.

„grobknochige Leute, in vielem ungezügelt, in allem derb" (Br. S. 122). Derb sind sie in ihrem Fühlen, Sprechen und Benehmen, derb in ihrer ausgelassenen Freude und in ihrem dumpfen Schmerz, derb in ihrem Umgang mit anderen, in ihrer grobehrlichen Gradheit, kurz: ihre ganze seelische Anlage ist so derb wie ihre äußere Erscheinung. Thoma aber freute sich an dieser gesunden Derbheit und auch der gewagteste Spaß war ihm nicht zu unfein[3]).

Leicht artet diese Derbheit in Rohheit aus, die besonders bei Mädchen auffällt[4]) und die vor allem im Zorn mit wildem Ungestüm hervorbricht. Vom Dachauer Bauern gilt, was Thoma vom Bayern im allgemeinen sagt: er „ist von Natur ungeduldig, gachzornig" (Br. S. 151). Leicht braust er auf[5]). Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten unter Dachauer Bauern werden nie in ruhiger Erörterung geklärt oder mit geistigen Waffen durchgefochten; dazu sind sie viel zu körperhaft und von den leidenschaftlichen Wallungen ihres Blutes beherrscht — die Faust entscheidet im Dorfwirtshaus; die Gewalttätigkeit überschreitet dabei oft das Maß üblicher Grobheit und steigert sich zu beträchtlicher Roheit[6]). Selbst der stille und gesetzte Schullerbauer, der manche Aufregung hinter einer ruhigen Miene zu verbergen weiß[7]), läßt sich leicht zu Handgreiflichkeiten hinreißen[8]). „Sinnlos vor Wut, die ihm die Augen verdunkelt" (III. 581), packt Lenz sogar seinen Vater an, als ihn dieser vom Hofe weist. Der Zorn muß sich Luft verschaffen und der Dachauer Bauer tobt ihn ungehemmt aus in Gewalttätigkeiten, wie bisher ausgeführt, in wütenden Bewegungen[9]), meist aber bricht er sich Bahn in einer fast unerschöpflichen Flut von Schimpfworten und Flüchen. Wenn der Bayer auf dem Gebiete der „Wortschelte und des Fluchwortschatzes" unerreicht groß ist[10]), so ist es Thoma in der Wiedergabe derselben. Der Dachauer Bauer übertrifft beim Schimpfen an Derbheit seiner Ausdrücke und Wucht seiner wütend hervorgestoßenen Sätze noch den Durchschnitt der bayrischen Bauern[11]). Die Drohung z. B. jemandem das Kreuz abzuschlagen, ist fast

---

3) Mitteilung des Bürgermeisters von Bachern.
4) III. 477, 491.
5) II. 698; III. 402, 414; IV. 328/9.
6) II. 93 zus. mit 95; III. 192, 1047 zus. mit 1048, auch III. 465 und 528.
7) III. 139 und 140.
8) III. 136 und 195/6; ähnlich IV. 328/9 und 355.
9) II. 23; III. 337, 415.
10) O. Maußer: Bayrische Hefte für Volkskunde 1918 S. 163.
11) z. B. (II. 699) III. 415, 447 und 448; 1101, 1155; IV. 232.

an der Tagesordnung[12]) und an dem Spruch, durch den jemand auf Kirchweih geladen wird, stößt sich niemand; er ist einfach Brauch[13]). Ebenso leicht löst sich ein Fluch von des Bauern Zunge im Gegensatz zum Tiroler Bauern (II. 160)[14]). Er brüllt ihn in seinem Zorn; er drückt darin freudige Überraschung aus und er murmelt ihn vor sich hin, wenn ihn etwas ärgert. Er flucht auch ohne jeden Anlaß, nur weil er es einfach so gewöhnt ist. „Vor einer die Kugel auf den Laden setzte, flucht er; warf er wenig Kegel um, flucht er, und warf er viele um, flucht er auch" (III. 1043).

Diese derbe Körperhaftigkeit und ungezügelte Heftigkeit des Dachauer Bauern führt Heinrich Ströbel dazu, die Bauern Thomas, die er im übrigen grundecht nennt, als „dürftig zivilisierte Halbwilde von brutalem Ungestüm" zu bezeichnen, „in denen für verfeinertes Seelenleben ... keine Stätte ist"[14a]). Dieses Urteil verkennt den Bauern Thomas und damit auch den Dachauer Bauern vollständig. Beleuchtet es schon die Oberfläche nur verzerrt, so dringt es bis in die Tiefe überhaupt nicht durch. Diese bleibt auch manchem weniger verständnislosen Beurteiler verschlossen, da der Bauer sein Inneres schamhaft vor der Außenwelt verbirgt. Auch Thoma läßt uns darum nur selten einen Blick hinter das derbe, rauhe Äußere in das w e i ch e Altbayernherz des Dachauer Bauern tun. Wir müssen uns tief in die Gestalten Thomas einleben, um deren feineres Seelenleben zu spüren. Der Dachauer Bauer erscheint grundnüchtern und sachlich; er führt sein Leben aus einer gesunden instinktiven Sicherheit heraus und läßt sich dabei nicht von weichen Gefühlen bestimmen. Und doch entbehrt seine Seele einer gewissen Weichheit nicht. Thoma betont oft die Gutmütigkeit der bayrischen Bauern: „In der Derbheit gutmütig", das ist „gute Bauernart" (I. 272)[15]). Als solche bewährt sie sich ganz besonders dem hochfahrenden Wesen des Städters oder der beleidigenden Ungeduld mancher Beamten gegenüber. Diese Gutmütigkeit ist letzten Endes ein Ausfluß der körperlichen und seelischen Gesundheit des Bauern, in der diesem alles Hastige und Aufgeregte als Schwäche erscheint, die man nicht ernst nehmen darf[16]). Gutmütigkeit und seelisches Einfüh-

12) III. 134, 361; ähnlich auch III. 51, 120, 338, 1169.
13) vgl. „Die Dachserin" II. 1009 ff.
14) II. 698; III. 258, 404, 462, 1125 u. ö.
14a) Ströbel: Die neue Zeit 1908, Nr. 24 S. 860.
15) I. 256 und 769.
16) III. 52; IV. 232 und 251 zus. mit 249.

lungsvermögen von seltener Sicherheit und Zartheit verrät die Art und Weise, mit der der Bauer z. B. seinen wütenden Nachbarn zu besänftigen sucht[17]). Der Bauer, der sonst derb, streitlustig dreinzufahren pflegt, geht mit dem Aufgeregten „so vorsichtig um, wie mit einem geschürften Ei" (III. 567). Diese feinfühlige Rücksichtnahme in der Menschenbehandlung erweist sich als nötig, denn der Bauer ist bisweilen sehr empfindlich. Rauhe Worte, die ihm in der Wut oder im Spaß an den Kopf geschleudert werden, faßt er zwar in der Regel nicht als Beleidigung auf; manchmal aber kann eine unbedachte Rede „einen tiefen Riß auftun" (III. 455) und wenn sich der Bauer einmal beleidigt fühlt, so kommt er lange nicht darüber hinweg[18]).

Nie spricht er tiefere Gefühle aus, oder zergliedert sie gar; und doch, wie viel verhaltene Wertschätzung, ja Anhänglichkeit steht hinter den sachlichen Abschiedsworten des Wittiber an seinen Knecht (III. 540—45). Der Haberlschneider ist ein wahrer Freund des Schullerbauern, aber er spricht nie von Freundschaft; er ist „nur" immer zur Stelle, wo es zu helfen gibt: ein Freund der Tat. Ebenso zeigt die Rueppin ihrem Bauern nicht mit vielen zärtlichen Worten, daß sie sogar in selbstverschuldetem Unglück treu zu ihm stehen wird; aber sie führt ihn heim, schmalzt ihm in fürsorglicher Liebe eine Suppe auf und eine bange Nacht durchwacht sie in qualvoller Angst um ihn (III. 1232—4).

Der Wittiber klagt nicht über den Tod seiner Frau und doch war es „die traurigste Stunde seines Lebens" (III. 406), als man seine Bäuerin tot aus dem Hause trug und er „spürte die Einsamkeit, wie er sich so vornüberbeugte und auf den Boden sah" (ebd.)[19]). Wäre der Bauer Thomas tatsächlich so gefühlsroh, wie er bisweilen bezeichnet wird, so wäre ihm sicher das Gefühl des Mitleids fremd. In Wirklichkeit verschließt er sich aber durchaus nicht dieser menschlichen Rührung, wenn er sich natürlich auch nie davon überwältigen läßt[20]). Die Tränen der Bäuerin bewegen ihn stets zum Einlenken, wenn er es auch rauh und mög-

17) III. 384—386, 565; IV. 45; ganz besonders III. 537—9.

18) III. 528 zus. mit 529, 532, 536 und 538 (hier allerdings kein Bauer, sondern ein Knecht) bes. III. 452 zus. mit 453, 454, 461 und 581; III. 564 zus. mit 576.

19) Im Gegensatz dazu die geschwätzige Gefühlsseligkeit der Frau Kommerzienrat Lizzie Schragl in „Onkel Peppi" II. 452 ff. und der Kleinstadtbürger im „Begräbnis" II. 725 ff.

20) II. 283, 285, 400; III. 576, 593.

lichst unauffällig tut[21]. Der Bauer redet nicht von seinen Gefühlen, er lebt sie[22].

Scheu drängt er sie zurück und doch stellt Thoma nie unter den Dachauer Bauern Gefühlsathleten dar, wie wir sie in den Bauerngeschichten Auerbachs häufig antreffen, die innerlich zerwühlt von Schmerz nach außen klassische Ruhe zur Schau tragen. Die Bäuerin, die naturgemäß aus weicherem Holz geschnitzt ist, schämt sich der Tränen nicht[23]. Und liegt dem Bauern auch nichts ferner als in weichlicher Klage Mitleid zu suchen, so weiß doch jeder, daß da etwas nicht stimmt, wenn der Bauer stumpfsinnig Stunde um Stunde vor seinem abgestandenen Bier sitzt, finster vor sich hinbrütet, unempfänglich für alles, was um ihn vorgeht[24]. Der Bauer vermag zwar seine Gedanken und Absichten schlau zu verheimlichen, aber Ärger und Freude zu verbergen hinter einer starren, täuschenden Maske, das hat er nicht gelernt[25]. L'Houet bezeichnet diese „unbefangene Offenbarung eines Seeleninhaltes" als „Naivität" des Bauern[26]. Soweit er sie auf das Gefühlsleben beschränkt, finden wir sie auch bei den Dachauer Bauern.

Sie sind viel zu natürlich, um sich in ihrem B e n e h m e n zu verstellen. Ihre Bewegungen sind „unbeholfen, abgehackt" (Br. S. 50), aber „rüstig" (III. 18) und nie hastig, sondern bedächtig[27], weshalb ihnen auch Heftigkeit (III. 270) und „übertriebenes Wesen" (I. 163) mißfällt. D e r b wie ihr Fühlen und Leben, ist auch ihr Benehmen[28]: Ohne anzuklopfen betritt der Dachauer Bauer ein fremdes Zimmer[29]; er hält sich nicht an eine festgelegte Sprechstunde[30]. Die Spitze seiner Zigarre beißt er stets mit den

21) II. 1013; III. 336.

22) Über das Aussprechen von Gefühlen in den Volksstücken Thomas mit ernstem Inhalt: Einleitung S. 10/11. Als Beispiel dazu „Der erste August", bes. IV. 472 und 473 und „Maria Magdalena" bes. IV. 295.

23) III. 296, 336, 391, 1004; IV. 475/6 u. ö.

Br. S. 133. vgl. dazu III. 397—404. Deutlich wird die Natürlichkeit besonders im Vergleich zu dem gespreizten, verlogenen Wesen bei einem Begräbnis in der Stadt, wie es Thoma im „Begräbnis" (II. 735) und „Onkel Peppi" (III. 452) verspottet.

24) III. 383/4, 398, 411, 574.

25) II. 20; III. 165.

26) L'Houet: „Psychologie des Bauerntums" 1935 S. 98.

27) II. 22, 717; III. 123; IV. 466.

28) Wenn Thoma in dieser Beziehung besonders in den lustigen Erzählungen gern übertreibt, so sind die angeführten Beispiele im Einzelfall wahrheitsgetreu; nur durch eine Verallgemeinerung ergäbe sich ein einseitiges Bild.

29) II. 25; III. 51.

30) II. 29, 803; III. 29, 1189.

Zähnen ab und spuckt sie dann aus[31]). Oft spricht er mit vollem Munde[32]); nach dem Essen schleckt er seinen Löffel sauber ab[33]) und wischt sich mit der Hand über den Mund[34]). Während aber die Frau des kleinen Beamten nicht weiß, wie sie sich bei einer Einladung in vornehmer Gesellschaft zu verhalten habe (IV. 20, 23), macht diese Frage dem Bauern wenig Sorge: er benimmt sich zwanglos wie daheim im Wirtshaus, so wie er es gewohnt ist[35]). Von leeren Höflichkeitsformen weiß er nichts: er geht vor dem Gast in die Stube (III. 1221); „hockt's enk do a weng zuawi!" (IV. 505) gilt als freundliche Einladung[36]); ein höfliches „bitte!" fehlt im Wortschatz des Dachauer Bauern. Bei Aufzählungen nennt er sich grundsätzlich zuerst[37]). Unbefangen lacht er über Witze, die zarter besaiteten Menschen vielleicht als anstößig erscheinen[38]).

Der Bauer kennt keine „inhaltslosen Formen" (III. 257). Das ist's, was Thoma im bäuerlichen Benehmen liebte und bewunderte. „Nur eine Bildung", das ist seine Ansicht, „welche ihre Vollendung darin sucht, natürliche Gefühle zu verbergen, fühlt sich recht erhaben über das formenfremde Wesen der Bauern" (III. 256/7). Und doch kennt auch das bäuerliche Benehmen gewisse Formen, wenn auch nie leere Formeln. Rudolf Günther spricht sogar einmal von einer strengen bäuerlichen „Etikette"[39]). „Es muaß all's sein Furm hamm" (III. 1010), sagt die Matheissin und drückt damit in ihrer Art dasselbe aus. Diese Form wird eindeutig von der Sitte, vom Brauch bestimmt. So tut das Bauernmädchen „wie sich's gehörte, geschämig und erstaunt" (III. 484)[40]). Beim Essen herrscht bisweilen noch strenge Tischzucht: sie setzen sich „nach gewohnter Ordnung an den Tisch. Sie nehmen sich bedächtig und mit bäuerlicher Sittsamkeit nach streng geregelter Reihenfolge heraus" (IV 466/7)[41]). Die Sitte lehrt die Brautleute, wie sie sich am Hochzeitstage zu benehmen haben (III. 83) und sie schuf eine gültige Form, in der sich die

31) III. 485, 997.
32) III. 297, 433; IV. 332.
33) III. 459, 1147; IV. 336.
34) III. 53, 432.
35) vgl. die „Medaille" bes. IV. 20.
36) ähnlich III. 33; IV. 512.
37) III. 254, 488, 1158, 1230 u. ö.
38) III. 91/2, 432; IV. 29, 42/3, 507; andere Beispiele für das formenfremde Benehmen des Bauern: II. 25 unten, 92, 803; III. 61, 76 usw.
39) R. Günther: „Zur Charakteristik süddeutscher Bauernfrömmigkeit", Monatsschrift für Past. Theol. 1908 Heft 12, S. 486.
40) Ebenso III. 54, 558.
41) Gegensatz dazu II. 31.

Trauer beim Begräbnis natürlich äußert (II. 478). „Es fehlt das falsche Pathos, mit dem man in der Stadt einem noch Phrasen nachschickt. Auch die Fröhlichkeit hinterher im Wirtshaus ist mir sympathisch ... Unwillkürlich wird man aufgeräumt und lebhaft“ (Br. S. 133). Im Gegensatz zu den Anstandsformeln der städtischen Gesellschaft trägt die Sitte nicht von außen her etwas Einengendes, Fremdes an den Bauern heran; sie verleiht der urwüchsigen Bauernart eine gemäße Ausdrucksform. Während darum die toten Gesellschaftsregeln nur Maske sind, hinter der sich die wahre Natur des Menschen verbirgt, offenbart sich in der Sitte das Wesen des Bauern.

Der Bauer ist noch so naturnah und innerlich gesund, daß er sich über Anstandsregeln hinwegsetzen und dennoch „anständig“ d. h. gesittet sein kann. Er lebt noch mit solch instinkthafter Sicherheit, daß er auch in seinem Geschlechtsleben „alle gedruckten Forderungen hinter die natürlichen stellt“ (I. 640) und ihm dennoch „keineswegs Sittlichkeit abzusprechen ist“. Gesund wie sein Körper und naturhaft wie seine Gefühlswelt, ist auch seine Moral. Er folgt einem „wirklichen Sittengesetz“ und jede „Empfindung für Askese wie für konventionelle Lüge“ (I. 640/1) fehlt ihm. Auf dem Lande, so rühmt Thoma, werden „alle Dinge beim rechten Namen genannt und alle Dinge in der rechten Weise getan. ... Nicht in der Überfeinerung, die bei ihr Koketterie, bei ihm seufzendes Werben herausgebildet hat, sondern recht und schlecht animalisch“ (I. 640). Das Liebesleben des Bauern ist also in erster Linie körperhaft, wie es ja bei dem Vorherrschen des Körperlichen in seiner Natur nicht anders zu erwarten ist. Der andere wesentliche Zug in seinem Geschlechtsleben ist die Natürlichkeit. Ganz selbstverständlich wachsen Buben und Mädchen nebeneinander auf (III. 1052 ff). Die Aufklärung, die in der Stadt viel Sorgen[42]) und Unheil verursacht, geschieht auf dem Lande völlig problemlos, zwar frühzeitig, aber naturgemäß[43]). Ein ungezwungener, frischer Ton, bisweilen etwas keck und derb, zeichnet das Verhalten der Burschen zu den Mädchen aus[44]). „Da denkt ma do gar it lang und sagt allssammete, was oan ei'fallt“ (III. 1143). Mit diesen Worten muntert der Dorfjunge seinen schüchternen Kameraden auf. Der regen Sinnlichkeit der Bauernjugend gesteht man bedeutende Freiheit zu; das Kammer-

42) vgl. dazu „Lottchens Geburtstag“ IV. 257.
43) I. 641 und III. 1143.
44) III. 112, 1043/44.

fensterln ist in der Dachauer Gegend ebenso üblich wie in den oberbayerischen Gebirgsdörfern. Der Bauer „urteilt nicht so kompliziert, um zwischen heimlichen und offenkundiger Sünde zu differenzieren; der schöne Begriff des Skandals ist ihm fremd. Wenn schon einmal jeder Bub sein Mädel haben muß, dann sind auch die Folgen nicht schimpflich" (I. 642). „Aus dieser natürlichen Denkart" heraus verurteilt der Bauer auch ledige Mütter nicht[45]), noch dazu, wenn sie hernach heiraten[46]). Wenn ein Mädchen ein Kind bekommt, so nennt er es entschuldigend „eine Dummheit", die aber „andere Leute aa scho passiert" ist (III. 135). Er empfindet es zwar als ärgerlich, aber nie als Schande: „Daß junge Leut' Dummheit'n macha, dös woaß ma, und wenn's oan aa net freut, dös kummt amal vom Jungsei ... aba desweg'n is mei Resi do rechtschaff'n" (IV. 327)[47]).

So frei der Bauer alles beurteilt, was der Forderung der Natur entspricht, so erbarmungslos verdammt er alles Unnatürliche. Sowohl im ersten als auch im zweiten Fall verrät sein sittliches Urteil gesunde Ursprünglichkeit, die ihn instinktiv das Richtige treffen läßt. Als schlecht verachtet er das Mädchen, das von dem Burschen, der zu ihr in die Kammer kommt, Geld verlangt. Das ganze Dorf ist in Aufruhr über einen so unerhörten Fall und duldet so ein „Weibsbild" nicht in seiner Gemeinschaft (IV. 353 ff). Mit Gewalt stößt es das Mädchen aus; denn die Bauern „leid'n amal koane, de si mit da Schand 's Brot vadeant" (IV. 357), „weil dös amal ausg'schamt is" (IV. 358).

Wie sich die Gesundheit ihres sittlichen Fühlens einerseits darin zeigt, daß sie keine doppelte Moral kennen, die für Frauen und Männer verschiedenes Recht gewährt (I. 642), so liegt sie andererseits gerade darin, daß sie dennoch einen Unterschied machen in den sittlichen Forderungen: sie verlangen vom Bauern und dessen Kindern eine strengere sittliche Haltung als von den Dienstboten. „S'luschti sei verbiat i dir net, aba du muaßt wissen, bei wem d' bist" (III. 134); denn eine „Bauerntochter soll mehr auf sich halten wie eine Dienstmagd" (III. 133), so spricht der Schuller zu seiner Tochter. Wenn eine Bauerntochter gar mit

45) II. 273; III. 133, 330.
46) III. 1005, 1009.
Wenn jedoch Thoma in seiner „Bauernmoral" I. 643 behauptet, daß ein lediges Kind für das Bauernmädchen sogar einen Vorzug bedeute, so verleitet ihn hier die Tendenz zur Übertreibung. Vgl. dazu III. 984.
47) ebenso III. 1009.

einem Knecht „ins Gerede" kommt, so ist es schlimm (III. 984). Ebenso empfindet es der Bauer als Schande, wenn er sich mit seiner Magd einläßt. Er verliert deshalb nicht im geringsten Haltung und Selbstbeherrschung; am nächsten Tag ist er wieder ganz der Bauer in seiner befehlenden Stellung der Magd gegenüber, „kein zärtlicher Nachgeschmack" (III. 445)[48]). Aber er will um jeden Preis seine Vaterschaft verheimlichen (III. 501), da es auf keinen Fall bekannt werden darf, „daß er eine Manklerei mit einem Dienstboten hatte" (III. 445)[49]). Bei seinem Alter wäre er dem Gespötte des ganzen Dorfes ausgesetzt.

Der Bauer verlangt — und das ist die dritte feine und klare Unterscheidung, die er in Fragen der Geschlechtsmoral macht — „daß der heiratsfähige Mensch gescheit wird, wie er das nennt" (I. 643). Darüber hinaus Dummheiten zu machen gilt als Schande, selbst wenn einer ledig bleibt. „Darin zeigt er wiederum sein natürliches Empfinden", daß er dem Alter eine Grenze zieht (I. 643).

Wenn sich die frische Natürlichkeit der bäuerlichen Moral vor der Ehe in der Freiheit zeigt, so bewährt sich ihre Gesundheit in der Ehe durch das unbedingte Aufrechterhalten der ehelichen Treue (I. 643).

Aus der Naturhaftigkeit des Bauern entspringt aber nicht nur seine gesunde Lebensform, sondern auch seine rüstige Lebenskraft. „Derb zugreifende altbayerische Lebensfreude" hebt Thoma als Wesenszug des Dachauer Bauern hervor (I. 129). Diese drängt zum Ausdruck in einer lauten, lärmenden Festesfreude bei Hochzeiten[50]), bei Kirchweihfeiern (II. 33 ff), Fahnenweihen (II. 55—58), Primizfeiern (II. 124—6) usw. „Rühren muaß sie was" dabei (II. 49). Böllerschüsse leiten schon am frühen Morgen laut das Fest ein[51] und eine bunte Reihe von theatra-

48) III. 445 und dazu 456.

49) Darin zeigt sich derselbe „wertvolle Kastengeist und Stolz der besitzenden Geschlechter", den Georg Queri auch im Haberfeldtreiben wirksam sieht („Bauernerotik und Bauernfehme in Oberbayern" München 1911 S. 259).
Die strenge Scheidung erinnert an die verschiedene Beurteilung des Geschlechtsverkehrs zwischen nur Freien und Freien zusammen mit Unfreien, die Darré bei der nordischen Rasse nachweist („Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse", München 1933 S. 389). Nur stützt sich diese verschiedene Einstellung beim Bauern Thomas in erster Linie auf die Sorge um den Hof und erst in zweiter Linie und auch da wohl nur unbewußt, auf „rassenzüchterische" Grundlagen (I. 643 oben).

50) III. 89 ff, 555 ff.

51) II. 55/6, 124.

lischen Feierlichkeiten belebt den Verlauf desselben[52]). Jeder Verein muß gesondert und mit gebührender Würde begrüßt[53]) und im Festzug an dem ihm entsprechenden Platz eingereiht werden (II. 59). Musik und Fahnen begleiten ihn in die Kirche und hernach ins Wirtshaus. „Das ist aber nicht wie in der Stadt, wo aus jedem Fenster ein verschlafenes Gesicht herausschaut und wieder verschwindet. ... Da stehen schon die meisten Leute unter der Haustüre und warten bloß aufs Mitgehen“ (II. 56). In lautem Lachen, Schreien, Jodeln, gellendem Pfeifen und „Fingerschnackln“ äußert sich ungehemmt ihre Lustigkeit[54]). Je lauter die Musik, je stärker „der Krawall“, desto schöner[55]). Darum muß jeder wichtige Vorgang während des Festes durch die C-Trompete angekündigt[56]) und die Feierlichkeit durch einen entsprechenden Tusch betont werden[57]). Die Lustigkeit erreicht ihr zweites Stadium im Singen (II. 66), wobei es wieder nicht so sehr auf das Melodische ankommt, sondern auf die Lautstärke (ebd.). Zu jedem bäuerlichen Fest gehört bereits seit dem Mittelalter auch der Tanz[58]). „So eintönig geht das Schleifen und Stampfen, als tät eine Maschine die Arbeit verrichten ... gesprochen wird nichts, man hört bloß Keuchen und Schnaufen“ (II. 32)[59]). Da ist wahrlich nichts zu merken von dem „etwas melancholischen Nationalhang“, den Westenrieder beim Dachauer Bauern zu beobachten glaubte[60]).

Die „Fülle von unbändiger Lebenslust“ (I. 256) erschöpft sich nicht in der lauten Freude an Feiertagen (I. 769); aus ihr strömt auch die Kraft „das Leben derb und fröhlich zu führen, sich nie von der harten Arbeit oder vom Ungemach das Gemüt beschweren zu lassen“ (I. 768/9). In der Freude an der Arbeit, in der Fröhlichkeit der „Werkeltage“ offenbart sich die gesunde Lebensbejahung des Bauern[61]). Nach Naumann erscheint der Bauer nur im Rudel lärmend und heiter, allein aber ruhig und ernst[62]); das trifft auf den Dachauer Bauern nicht zu. Heiter, ja lustig

52) II. 49, 51, 59—61, 124; III. 93 ff.
53) II. 56—58.
54) II. 32, 66, 93; III. 112.
55) II. 32; III. 86, 89, 555.
56) II. 56, 63, 64; III. 89.
57) III. 90, 96; IV. 19.
58) A. Hagelstange: „Südd. Bauernleben“ S. 250.
59) ebenso II. 92; III. 564.
60) L. Westenrieder: „Beyträge zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik und Landwirtschaft.“ Bd. IV Beschreibung des Landgerichtes Dachau S. 410.
61) Über die Auffassung der Arbeit als Freude siehe später S. 56.
62) Naumann: „Grundzüge der deutschen Volkskunde“ S. 62.

kommt er von der Arbeit heim[63]). Er pfeift oft seelenvergnügt vor sich hin, wenn er allein ist (III. 420) und knallt mit der Peitsche ein „altes Gesetzel"[64]). Ein wahrhaft sonniger Humor umspielt den Sedlbauern; an ihm bricht sich jede Aufregung[65]). Und der Wittiber lacht, „daß ihm der Atem ausging" (III. 424)[66]), weil er seine Tochter, einen Viehhändler und noch verschiedene Mitmenschen hinters Licht geführt hat. Der Dachauer Bauer ist stets Freund eines guten Spaßes[67]) und verfügt über soviel schalkhaften Humor, daß er selbst in gesetztem Alter noch „kreuzluschti" wird, wenn er jemand zum Narren halten kann[68]). Seine Spottlust und sein derbes Scherzen ist oft harmloser Ausdruck seiner Fröhlichkeit und der andere nimmt die gröbsten Schimpfworte in diesem Fall als Spaß hin[69]). Am meisten bewunderte Thoma ihre „unverwüstliche Lustigkeit" (Br. S. 133), wenn die Bauernburschen als Landwehrmänner in den Krieg aufbrachen und mit fröhlichen Neckereien und lautem Juchzen ihre Schneid zeigten und keinen Abschiedsschmerz aufkommen ließen[70]).

Im Schmerz und U n g l ü c k bewährt sich ihre Lebenskraft am deutlichsten. Der „zählebige" Bauer (II. 119) verzagt nicht leicht; er gibt nicht seufzend die Hoffnung auf, wenn die Aussicht auf Erfüllung eines Planes schwindet; er sucht dann wenigstens einen Teil zu retten[71]). Er handelt immer nach einem klaren Plan. Daß ein Mensch kein festes Ziel haben könne, erscheint ihm unbegreiflich: „Is dös aa no a Red für an aus-g'wachsna Menschen? Er woaß it, was er tuat" (III. 1213). Jedesmal, wenn der Wittiber von neuem in seinen Erwartungen sich enttäuscht sieht, entwirft er einen Plan zur Rettung und setzt ihn sofort in die Tat um, oder versucht es wenigstens[72]). Selbst der Ruepp ist trotz all seiner leeren Prahlsucht, Untätigkeit und Verkommenheit darin echter Bauer, daß er

63) IV. 464, 466.
64) III. 468, 473, 585.
65) als Beispiele dafür IV. 495, 497, 500 und 501.
66) und III. 439.
67) II. 1014; IV. 502/3.
68) III. 424--39 und „die Wallfahrt" II. 95 ff. Die hier erzählte Geschichte ist zwar ein bekannter Bauernschwank, aber sie könnte Wahrheit sein. Bauern von Unterbachern (einem Dorfe in der Nähe von Dachau), wo sich Thoma oft aufhielt, haben mir viele ähnliche Possen als wahr bestätigt.
69) z. B. III. 89; Filser und Gsottmaier in der „Ersten Klasse" IV. 239--243; auch IV. 37.
70) vgl. dazu auch IV. 477/8, 926 ff.
Im Gegensatz hiezu zeigt sich in der Schilderung des Abschieds II. 274/5 eher Thomas kriegsfeindliche Einstellung vor dem Krieg.
71) II. 111 zus. mit 113/4, 116, 119, 121/2.
72) III. 445/6, 450/1 und 501.

immer wieder einen Ausweg aus seiner Zwangslage aufzuspüren sucht[73]). Aber er ist „so von innen heraus verfault" (III. 1095), daß es für ihn keine Hilfe mehr gibt. Seinen Andreas Vöst rühmt Thoma als einen, der sich nicht beugen lasse (III. 366), dessen gesunde Gradheit nur unmenschliches Unrecht brechen kann. Wenn den Bauern auch ein Schmerz tief bewegt und sich die Erinnerung an eine traurige Stunde immer wieder aufdrängt, so denkt er doch nicht viel darüber nach, malt sich „keine wehmütigen Bilder vor" (III. 406), sondern wendet sich bald wieder dem tatsächlichen Leben der Gegenwart zu (III. 408 ff). Er überläßt sich auch nicht nagenden Gewissensbissen (III. 445/6): wenn die Dummheit einmal geschehen ist, kann man sie einfach nicht mehr ungeschehen machen, höchstens ihre üblen Folgen durch überlegtes Handeln abschwächen.

Ist aber das Schicksal einmal unabwendbar hereingebrochen, ist eine Tatsache nicht mehr zu ändern, so gibt er sich nicht nutzlosem Klagen und Grübeln hin, sondern fügt sich ins Unvermeidliche. „No ja! Jetzt is scho so"[74]).

3. Verwurzeltheit.

Der Bauer ist so gesund an Leib und Seele, so natürlich in seinem Fühlen und Benehmen, weil er tief in seiner Scholle wurzelt. Er lebt in dauerndem Umgang mit der Natur, er arbeitet täglich in und mit der Natur, er ist selbst noch ein Stück Natur[1]). Weil sich sein Leben erschöpft in dieser Arbeitsbeziehung zum Boden, ist er an diesen untrennbar gebunden, solange er Bauer ist. So wenig sich sein Acker verändert, so wenig die Arbeit auf ihm je eine andere wird, so wenig ändert sich der Bauer. Er steht fest in dem alles wandelnden Ansturm der Zeit. Der bayerische Bauer ist nach Riezler noch k o n s e r v a t i v e r als der Bauer im allgemeinen[2]) und unter jenen ragen die Dachauer Bauern durch besonders starke Traditionstreue hervor. Sie erhielten sich Rasse und Stammeseigenart rein; sie bewahrten die alten Sitten und ihre eigentümliche Mundart; sie widersetzten sich ganz besonders allen wirtschaftlichen Neuerungen[3]); arbeiten heute noch in den „uralten Formen" (III. 656) und leben „auf

73) IV. 1094 ff, 1170, 1211 und 1226.
74) III. 330, 544.
1) L. Thoma: März 1908, Heft 5 S. 474.
2) S. Riezler: „Geschichte Bayerns", Bd. I 2. Ausg. S. 137.
3) vgl. oben S. 21 dazu I. 745; IV. 238 und die Schilderung des Landgerichts Dachau durch Hazzi in den „statistischen Aufschlüssen" Bd. III, 1. Abtlg., der zum Teil ganz mittelalterlich anmutende Zustände darin darstellt.

dem kleinen weltverlornen Flecke" „just so, wie es ihre Eltern und Ureltern taten" (II. 12). Sie messen noch nach Scheffeln[4]) und Tagwerk[5]) und rechnen die Zeit nach ihrem alten Bauernkalender: nach Heiligenfesten, alten Zinstagen und Märkten[6]). Die Taufnamen blieben dieselben wie vor hundert Jahren und mehr: stets alte Heiligennamen[7]). Am gebräuchlichsten sind: Josef[8]), Hans[9]), Hansgirgl[10]), Toni, Jakob, Lenz, Kaspar, Vitus und Festl. Unter den weiblichen Vornamen erfreuen sich der größten Beliebtheit: Zenzi[11]), Urschl[12]), auch Marie, Nannl, Kathi, Afra und Loni.

Außergewöhnlich lang hielt der Dachauer Bauer auch an seiner T r a ch t fest[13]). 1860 findet Dahn noch „keine Spur modernisierender Abweichung von der althergebrachten Kleidung"[14]). Die Tracht geht ihrer Entstehung nach kaum weit über 1800 zurück[15]) und Karlinger vermutet in ihr den Überrest einer oberbayerischen Flachlandtracht[16]). Die Kleidung der Männer beschreibt Thoma genau[17]): dunkelblauer Rock[18]) oder kurzer Janker mit Silberknöpfen geschmückt, bunte Weste, „Gilet" genannt, manchmal mit Vierundzwanzigern versehen, und schwarze lederne Hosen, die vom Knie abwärts in Röhrenstiefeln stecken. Die weibliche Tracht läßt in ihrer Vorliebe für Kleiderfülle die Körperformen völlig unbetont[19]). Thoma gibt uns kein vollständiges Bild davon[20]). Er erwähnt nur den

4) III. 25, 144 u. ö.
5) II. 187; III. 19, 188, 438, 939 u. ö.
6) II. 720, 1011; III. 9, 41, 437, 1007; IV. 483 u. ö.
7) Taufnamen sind im Dachauer Gebiet auch landschaftlich verschieden nach dem jeweiligen Kirchenpatron. So heißen z. B. in der Gegend von Altomünster noch heute viele Bauern Alto.
8) II. 271, 849; III. 130; IV. 463, 926.
9) II. 347; IV. 292, 463, 926, 935.
10) II. 32; III. 472, 981; IV. 899.
11) II. 30, 62, 275, 1018; III. 35, 407, 1043.
12) II. 104, 716, 849; III. 114, 400; IV. 494.
13) Karlinger: a. a. O. S. 48.
14) „Bavaria": S. 433.
15) J. Scheidl: „Dachau, Wanderungen im altbayr. Bauernland", S. 21 und Karlinger a. a. O. S. 50.
16) ebd.
17) I. 769; III. 1014; (auch II. 16).
18) auch III. 140 erwähnt.
19) II. 16; Hazzi („Statistische Aufschlüsse über das Herzogtum Baiern aus ächten Quellen geschöpft." Bd. III. 1. Abtlg. S. 96) urteilt sehr abfällig über die weibliche Dachauer Tracht.
20) Zur Ergänzung einige Angaben bei Karlinger a. a. O. S. 48, 49; „Bavaria": S. 432 ff.; Hazzi a. a. O. (Gericht Kranzberg S. 63); in erster Linie aber die Ausstellung im Schloßmuseum in Dachau.

Bollenkittel[21]), (ein äußerst schwerer, an den Hüften stark abstehender Tuchrock mit engen tiefen Falten, unter dem ein fast ebenso schwerer Unterrock von gleichem Schnitt getragen wird), das bunte Brusttuch (I. 769), die „zierlichen hübsch ausgenähten Schuhe" (I. 769), die weißen oder blauen Strümpfe, die Florhaube (III. 1129) (mit breitem Spitzenschirm, unter dem ein rotes Band durchschimmert, das um den Kopf gebunden wird)[22]) und die breiten Nackenbänder, die am Scheitel zu einer Schleife gebunden werden. Eine Riegelhaube (II. 86) trugen hauptsächlich die Bürgersfrauen; sie war aber auch in der Bauerntracht der Paargegend und in der Hollertau üblich. Dazu kommt noch (von Thoma nicht angeführt) das Mieder, das mit dem Rock zusammengenäht ist, der schildförmige Brustlatz „Stiefelzieher" genannt, ferner der „Spenser", eine Ärmeljacke, eine bunte Seidenschürze und als Schmuck des Halses die sog. „Florschnalle". Was nie fehlen darf, das ist der Handkorb[23]).

Seit der Jahrhundertwende ungefähr ist die Tracht im Schwinden[24]). Thoma bedauert es sehr und tritt für ihre Erhaltung ein; denn „es handelt sich doch wirklich nicht um Spielereien oder nebensächliche Dinge" (I. 734) dabei. Er erscheint als Vorläufer unserer Tage, wenn er zu bedenken mahnt, „wie viel Kostbares mit den Volkstrachten zu erhalten wäre" (I. 733). Auch in der Zeit, die Thoma darstellt, war die Tracht nicht mehr allgemein üblich. Sie wurde noch an Feiertagen getragen (III. 1129) und wenn der Bauer in die Stadt fuhr[25]). Thoma zeigt den Bauern meistens in der Arbeitskleidung. Die Männer arbeiten in Hemdärmeln[26]), die Frauen tragen „Leibln" mit halblangen Ärmeln (IV. 463) und rote[27]), oder weiße[28]) Kopftücher. Sowohl Männer als Frauen schlüpfen bei der Arbeit im Haus mit bloßen Füßen in Holzpantoffel[29]).

Der Dachauer Bauer wurzelt so fest im Alten, Überlieferten, in dem, was von Ahnen und Urahnen bereits erprobt wurde, daß er alles Neue

21) III. 1129; IV. 516 spricht er von der alten Dachauer Polenkitteltracht (irrtümlich gesetzt für Bollenkittel).

22) Die Florhaube war zu Thomas Zeiten schon dem Kopftüchel gewichen (I. 769).

23) II. 717, 1019; III. 114; IV. 502, 512.

24) I. 734; die letzte Dachauerin, die der Tracht treu blieb, soll vor 8 Jahren gestorben sein.

25) I. 769 und III. 1014.

26) II. 1094; III. 590; IV. 239, 463, 498.

27) II. 1094; III. 325; III. 590; IV. 502.

28) III. 1082, 1123; IV. 463.

29) III. 18, 405, 455; IV. 498.

von vornherein ablehnt; er traut ihm nicht. Dadurch hält er viele schädliche Einflüsse von sich fern; aber hartnäckig widersetzt er sich auch mancher nützlichen Neuerung und manchem Fortschritt. So hat er eine Abneigung gegen das neue Geldwesen; er bewahrt sein Geld zu Hause auf[30]), da er den Sparkassen mißtraut (II. 480). Infolge seiner Verwurzeltheit im Alten widersetzt er sich halsstarrig der Flurbereinigung (III. 214) und darum wandte er sich z. B. auch gegen den Kulturkampf[31]).

II. Leben in der Gemeinschaft.

1. Familiengemeinschaft.

Thoma wollte nicht eine blasse Charakteristik des Bauern geben, sondern strebte, ihn vor uns hinzustellen, so wie er mitten im Leben steht. Darum betrachtet er ihn nicht einzeln, für sich alleinstehend, sondern zeigt ihn in seiner Wechselbeziehung zu Familie und Dorf, darum schildert er sein Leben **in der Gemeinschaft**.

Die innigste Form der Gemeinschaft tritt uns in der Ehe entgegen. Die bäuerliche Ehe „ist ein Vertrag, wie ein anderer auch" (II. 718). Nach ganz nüchternen und rein praktischen Gesichtspunkten geschlossen[1]), erweist sie sich dennoch, oder vielleicht gerade deswegen, als unantastbar und dauerhaft (I. 643). Nicht zufällig fehlt bei Thoma jede Erwähnung einer Ehescheidung; denn diese ist auf dem Lande äußerst selten. Die bäuerliche Ehe gründet sich nicht auf Liebe, auch nicht auf Sinnlichkeit (III. 408); sie kennt keine Zärtlichkeiten und keine schönen Worte (III. 412)[2]). Man gewöhnt sich einfach zusammen[3]), gehört so zusammen, „daß ma si dös gar it anderst ei'bild'n ko" (III. 408). Was die Ehegatten so untrennbar verbindet, ist die Gewißheit aufeinander angewiesen zu sein (III. 412), ist die Zusammenarbeit. Allein schon die gegenseitige Anrede beweist dies. Kosenamen kennt der Bauer natürlich nicht. Manch-

30) III. 1088, 1130.

31) I. 86 (gilt von der Dachauer Gegend in derselben Weise, wie vom Chiemgau, von dem Thoma hier berichtet).

1) siehe unten: bäuerliche Eheschließung S. 57 ff.

2) vgl. z. B. das Verhältnis der Sedlbauer Eheleute in der „Brautschau" bes. IV. 495—504, oder der Reischls in der „Hochzeit" bes. III. 9—11.

3) III. 400 und IV. 322.

mal redet er seine Frau mit dem Taufnamen an[4]), bisweilen nennt er sie Mutter[5]), meistens aber Bäuerin[6]). Wenn er von ihr erzählt, spricht er nie von seiner Frau, sondern von „seiner Alten", von der „Bäuerin"[7]), oder von „seiner Bäuerin"[8]). Der Bauer sieht in seiner Frau also in erster Linie die Bäuerin, diese schätzt in ihrem Gatten vor allem den Bauern. Die Ehe ist Arbeitsgemeinschaft und darin liegt ihre Gesundheit. Das treue Zusammenarbeiten verknüpft mit einem rauhen, aber festen Band die Eheleute enger, als jedes persönliche Gefühl es vermag. Besonders in schweren Schicksalsstunden bewährt sich dies[9]).

Bauer und Bäuerin arbeiten zusammen und erreichen das am besten durch strenge Arbeitsteilung. Des Bauern Wirkungsfeld ist der Acker draußen und zuhause der Roßstall. Die Bäuerin dagegen hat weder Verständnis, noch rechtes Interesse für die Gäule (III. 43); sie betreut den Kuhstall. Ihr eigentlichstes Gebiet bildet die Milch- und Vorratskammer und die Küche (III. 43). Ferner untersteht ihr allein der Hühnerstall; der Bauer braucht sich nicht darum zu kümmern und würde es auch gar nie wagen[10]). (Diese strenge Abgrenzung der Arbeitsgebiete zeigt sich besonders deutlich, wenn einem Gast der Hof gezeigt werden soll: Der Bauer führt ihn durch seinen Sonderbereich und die Bäuerin geleitet ihn durch den ihrigen).

In gleicher Weise wie in der wirtschaftlichen Arbeit gelangen Bauer und Bäuerin auch in ihrem inneren Wirken in der Familie zu vollendeter Einheit durch genaue Abgrenzung ihres Wirkungsgebietes. Der Bauer ist das unbedingte Familienoberhaupt und verwaltet als solches das Geld (III. 20). Er regiert. Er herrscht uneingeschränkt auf seinem Hofe[11]). Das Regieren freut ihn[12]). Er fühlt sich dabei wie ein Kutscher, der das Leitseil hält und allein Richtung und Schnelligkeit der

---

4) III. 1206, 1232; IV. 497, 500 usw.
5) z. B. IV. 464, 295, 500.
6) II. 21, 105; III. 10, 140 u. ö.
7) III. 109; IV. 28 usw.
8) III. 190, 254; IV. 16.
Genau so spricht auch die Bäuerin nie von ihrem „Mann", sondern vom „Bauer" II. 87; III. 42, 329 usw.
9) vgl. die Ehe des Schullerbauern im „Vöst" III. 101, die Gütlerseheleute in „Magdalena" IV. 291 und der Gschwendtner im „Ersten August" IV. 461.
10) II. 717; III. 42 und IV. 28.
11) vgl. den Wittiber und Ruepp in der Stellung zu ihrer Familie.
12) im Gegensatz z. B. zu dem Kleinbauern im Südwesten Deutschlands, der nicht herrschen will (J. F. Dietz: „Das Dorf als Erziehungsgemeinde" S. 70).

Fahrt bestimmt[13]). „Da Herr bin i da auf 'n Hof" (III. 1101); mit dieser Erklärung weist er jeden Versuch, ihn in seinem Tun umzustimmen, schroff zurück[14]). Er will frei und eigenmächtig entscheiden. Auch der leiseste Anschein von Zwang empört ihn und steift nur seine Hartnäckigkeit. Der Wittiber beschließt, seine Magd wegzuschicken und doch tut er es nicht, seinen Kindern zum Trotz, die ihre Entlassung fordern[15]). Er handelt lieber gegen bessere Einsicht, nur damit es nicht aussieht, „als hätte er reumütig der Tochter nachgegeben und sich von ihr zwingen lassen" (III. 450)[16]). Schon der Gedanke an die Möglichkeit, daß er nur zum Schein „das Regiment" führe, verleidet ihm den Schlaf (III. 412). Darum muß auch bei der Übergabe des Hofes an den Nachfolger, die doch nicht zu umgehen ist, der Schein der Freiwilligkeit auf jeden Fall gewahrt bleiben: gerade in diesem Punkt, der im Leben eines jeden Bauern eine äußerst wichtige Rolle spielt, läßt er sich „durchaus gar it" zwingen (III. 990/1).

An diese äußere Herrschaft des Bauern in der Familie tastet niemand, am wenigsten die Bäuerin. Sie betont den Kindern gegenüber stets die Autorität des Vaters[17]). Dennoch ist ihr Verhältnis zum Bauern nicht ein untergeordnetes; eigentlich herrscht ja sie, „staad und hoamli", sodaß es der Bauer nicht fühlt (III. 498). Das Geld, das der Bauer verdient, muß sie erst „derhausen"[18]), und das Gewonnene durch Fleiß und Sparsamkeit bewahren, fordert mindestens ebenso große und verständige Arbeit wie das Erwerben. Darum kommt ein Anwesen leicht herunter nach dem Tode der Bäuerin (III. 78), oder wenn diese nichts taugt[19]). Eine Witwe behauptet sich auf dem Lande leichter als ein Bauer ohne Frau[20]); „a lediga Mensch bedeut it viel auf an Hof. Da g'hört a Bäuerin eina; es is amal net anderst" (III. 428).

Der Bauer vertritt die Familie nach außen hin; ihr inneres Leben wird durch die Bäuerin bestimmt[21]) in ihrer Tätigkeit als Hauserin und

13) III. 413, 524, 559.
14) ebenso III. 409 und 410, 448.
15) III. 448, 454 zus. mit 451.
16) ähnlich III. 413, 525; IV. 498; III. 990/1 und 1010 (hier allerdings eine Bäuerin; aber nach dem Tod des Mannes regiert eben sie den Hof).
17) III. 1088; IV. 499 oben.
18) III. 993; IV. 510/1.
19) III. 25 (umgekehrt hält die Bäuerin das Sach zusammen beim Versagen des Bauern III. 427).
20) z. B. die rüstige Regierung der Matheissin in der „Marget" III. 1028 ff.
21) Ödes und unfreundliches Familienleben nach dem Tod der Bäuerin z. B. III. 411 und 412.

Mutter. Thoma zeigt uns fast nie eine Bäuerin in mütterlicher Beschäftigung mit ihren Kindern[22]), da auch in Wirklichkeit deren Betreuung nur einen geringen Teil ihrer Arbeit ausmacht. Wiederholt aber verherrlicht Thoma die Selbstverständlichkeit, mit der sie in stiller Zurückhaltung ihre erwachsenen Kinder umsorgt[23]), und ihr tiefes, mütterliches Verstehen, das die Enttäuschungen ihrer schönsten Hoffnungen mit wahrhaft zarter Liebe vergilt[24]).

Die Zahl der Kinder in Dachauer Bauernfamilien ist äußerst verschieden. Bei Thoma schwanken die Angaben darüber zwischen 1 und 3 bzw. 8[25]). Hazzi stellte für eine Familie höchstens 3 bis 4 Kinder fest[26]), während Scheidl 10 bis 16 Kinder (allerdings für frühere Jahrhunderte nachgewiesen) in einer Familie nicht als Seltenheit bezeichnet[27]). Heute hat der Dachauer Bauer im Durchschnitt 3 bis 5 Kinder. Über das Leben der Bauernkinder erzählt Thoma sehr wenig[28]). Sie werden in der Regel der Aufsicht älterer Geschwister oder einer alten Magd (III. 1068) anvertraut; die Welt müssen sie sich selbst entdecken, ohne dauernd beobachtet, getadelt oder bewundert zu werden; „denn im Bauernhause ist das Natürliche kein wichtiges Erlebnis" (IV. 899). Spielzeug ist dem Bauernkind fremd und auch überflüssig, da es reichlich Beschäftigung in Haus, Stall, Scheune und Feld findet[29]). Es entwächst bald der weiblichen Obhut (III. 1070) und sucht sich Unterhaltung in der Arbeit, bei den Erwachsenen: es darf auf dem Fuhrwerk aufsitzen (IV. 900), das

---

22) Ausnahme einige Hinweise in „Magdalena" IV. 312.

23) III. 328, 1146/7; IV. 475/6; ferner die Matheissin und ihr jüngerer Sohn in „Marget" III. 979.

24) III. 350—353 zus. mit 326 und ganz besonders „Magdalena" 1. Aufzug IV. 296—313.

25) Vöst hat 3 Kinder (III. 113, 122, 126), auch der Ruepp (III. 1049); Wittiber 2 (III. 424); ebensoviele in der Marget (III. 981). In den Theaterstücken ist immer nur 1 Kind genannt (IV. 462 und IV. 396). Thoma mußte hier natürlich aus kompositionellen Gründen eine möglichst kleine Zahl von Personen darstellen, um jede Gestalt plastisch herausarbeiten zu können. Fällt die Rücksicht auf Vereinfachung weg, d. h. bei bloßen Angaben, so erwähnt Thoma 4 (III. 393), 6 (III. 88), 7 (II. 110) und einmal 8 (III. 123).

26) J. Hazzi: „Statistische Aufschlüsse über das Herzogtum Baiern, aus ächten Quellen geschöpft" Bd. 3 1. Abtlg. S. 19 und 63.

27) J. Scheidl: „Die Bevölkerungsentwicklung des altbayer. Landgerichtes Dachau im Laufe früherer Jahrhunderte" S. 360 Anmk.

28) Ausnahme „Lorinser" IV. 897—903, obwohl Verhältnisse des Oberlandes, darf man sie doch auf die Dachauer Bauern übertragen.

29) neben Lorinser auch III. 1052, 1053 und 1070.

Leitseil halten (III. 1070) und reiten[30]) und das Büblein kennt schnell jedes Roß im Dorfe (IV. 473). Es wird nicht nach Grundsätzen erzogen; man lehrt die Kinder, „was da Brauch is" (III. 526) und hält sie vor allem zur Arbeit an (III. 89). So werden sie in der gesunden Luft der Familie groß und wachsen spielend in die Arbeit hinein. Über die Dorfschule und das Leben des Bauernkindes in ihr erfahren wir bei Thoma nichts, wohl deshalb, weil ihm persönliches Erleben darin mangelte, und auch darum, weil die Schule, wie alles, was nicht unmittelbar und sichtbar dem Hofe dient, im bäuerlichen Leben abseits steht.

Nach Abschluß der Schulzeit arbeiten die Bauernkinder tüchtig auf dem Hofe mit[31]). Nur der Militärdienst[31a]) trennt den Burschen für einige Zeit von der Familie. In der Stadt löst die Arbeit den jungen Menschen aus der Familiengemeinschaft heraus; der Sechzehnjährige kann sich hier schon selbständig machen. Bauernsohn und Bauerntochter sind dagegen angewiesen auf den elterlichen Hof und damit auf die Familie; und der Hof braucht sie. Darum hat auch das Mädchen „einen wirklichen Platz auf dem Hof, nicht nur ein Aufenthaltsrecht"[32]), bis es sich verheiratet. In ähnlicher Weise schafft der Bursche auf dem Hof wie ein Dienstbote (IV. 498) und nur als solcher: er genießt nicht mehr Ansehen und Rechte als dieser[33]). Ohne große Erschütterungen, ohne überwältigende Erlebnisse arbeitet er mit gleichmäßigem Fleiß dahin und wartet auf den Hof[34]).

Der Sohn will regieren, der Vater aber weigert sich zu übergeben: in dieser Form spitzt sich das Vater-Sohn Problem in typisch bäuerlicher Abwandlung bei der bekannten Starrköpfigkeit des Bauern oft bis zur äußersten Schärfe zu[35]). Der Junge muß seine Ungeduld beherrschen, „staad heb'n und schö toa" (III. 1011)[36]). Hinter einer verdrießlichen Miene und einem mürrischen Wesen sucht er so gut als möglich seinen

30) IV. 473 und III. 1070.

31) II. 272; III. 1053/4 und IV. 898. (Die Kinder der Häusler müssen bisweilen schon mit 8 bis 9 Jahren verdienen II. 109).

31a) II. 272/3, III. 359, 994.

32) L'Houet: „Psychologie des Bauerntums" S. 263 z. B. die Ursula im „Wittiber" und die Leni im „Ruepp."

33) III. 10 und IV. 496.

34) Thomas Interesse gilt besonders den Erstgeborenen, den künftigen Hoferben. Das Schicksal der jüngeren Bauernsöhne gestaltet er nur im Hansgirgl (in der „Marget") und Michel („Ruepp").

35) Höhepunkt: „Wittiber" III. 581/2.

36) ebenso III. 476.

Unwillen zu verbergen[37]). Besonders schlimm ist für ihn diese Zeit des Wartens, weil er sich nicht mehr einordnen kann in die streng gegliederte Dorfgemeinschaft: zu den Burschen paßt er nicht mehr und zu den Bauern gehört er noch nicht[38]. Hier muß die Mutter und Bäuerin vermittelnd eingreifen mit ihrem stillen, aber einflußreichen Wirken; nur sie kann die Hitzigkeit dämpfen, mit welcher der jetzige und der künftige Bauer aufeinander prallen im Streit um die Übergabe des Hofes[39]).

Auftritte zwischen dem Bauern und seinen Kindern von solch leidenschaftlicher Heftigkeit und roher Lieblosigkeit[40]), wie sie Thoma im „Wittiber" und „Ruepp" wiedergibt, sind Ausnahmen[41]) und mehr ein Beweis für das wild aufbrausende Temperament des Dachauer Bauern als ein bezeichnendes Beispiel für dessen Stellung zu seinen Kindern. Der Bauer „schätzt Kindersegen ... aus herzlich nüchternen Erwägungen" (I. 642). Kinder sind nötig als Arbeitskräfte auf dem Hof (III. 434), darum ist sein Verhältnis zu ihnen kein besonders vertrauliches und gefühlstiefes, sondern ein sachliches, beherrscht von der gemeinsamen Sorge für den Hof. Die Familie gründet sich, wie die Ehe, in erster Linie auf die Arbeitsgemeinschaft und damit gestaltet sich das Zusammenleben rauh und zweckgeordnet, aber unbedingt zuverlässig und beständig.

Wer zum Schaffen nicht mehr fähig ist, scheidet aus dem engen Arbeitsverband der Familie aus. Darum trennen sich die alten Bauern im Austrag verhältnismäßig leicht von Familie und Hof und ziehen es oft vor, in einer nahen Kleinstadt zu leben. In Thomas Dachauer Bauerndarstellungen spielen deshalb was auffällig, aber von diesem Blickpunkt aus verständlich ist — die Großeltern keine Rolle[43]), weder als Wärter der Enkel, noch als Hüter der Tradition. Diese dritte Generation, deren Verweilen auf dem Hof sonst das bäuerliche Familienleben auszeichnet, erwähnt Thoma nur, um einen Charakterzug des Bauern zu betonen: nämlich sein nüchternes Verhältnis zu seinen alten Eltern im Austrag. Nie schildert Thoma ein Beispiel für Zwie-

37) III. 413, 453, 982, 1005; IV. 497.
38) III. 562, 991.
39) III. 486 = 560 und IV. 496 ff.
40) III. 464, 446 bis 49, 451—54, 578—82, 1088, 1101.
41) III. 455. Der Ruepp ist ein ebenso schlechter Bauer wie teilnahmsloser Vater. Der Wittiber beweist seine wahre väterliche Gesinnung durch die Tat (III. 504 und 584).
43) Eine Ausnahme ist die Erwähnung II. 347.

tracht und Streit zwischen den Austräglern und ihren Kindern. Aber der Bauer sieht nicht mit Freuden dem Leben im Austrag entgegen. Die Alten sichern sich zwar ein erträgliches Auskommen bei der Verbriefung der Übergabe[44]), aber in schwärzesten Farben malen sie sich die Tage der Ruhe aus, wo sie von den Kindern abhängig sind, wenn sie am Hof bleiben[45]) und ihre Angst kann nicht unbegründet sein. „Bal ma nix sagt, muaß ma'r an Verdruß abi schluck'n und bal mi was sagt, hat ma d'Grobheit und d'Feindschaft und mirkt erst recht, daß ma der gar neamd mehr is" (III. 1017).

Da die bäuerliche Familie Arbeitsgemeinschaft ist, umschließt sie alle Arbeitskräfte, auch die, welche nicht die Bande des Blutes verknüpfen: die Dienstboten. Der Dachauer Bauer nennt sie Ehalten[46]). In der Regel wechseln sie am Lichtmeßtag, dem Schlenkltag[47]), wo sie, ihre Hüte mit Sträußen und bunten Bändern geschmückt, im Wirtshaus herumsitzen (III. 530). Ein Dienstbuch, in das der Tag des Ein- und Ausstehens und eine allgemeine Bemerkung über ihre Leistung eingetragen wird, dient ihnen als Ausweis[48]). Lohn und Essen sind gesetzlich geregelt und „eher wird an Gotteswort ein Tüpflein geändert als an Fraß und Suff der bayerischen Dienstboten"[49]). Trotz dieser tariflichen Bestimmungen (früher durch den Brauch geregelt) ist das Verhältnis zwischen Bauern und Ehalten ein ganz persönliches. Der Bauer überwacht nicht nur ihre Arbeiten[50]), er kümmert sich auch um ihr sittliches Verhalten, allerdings nur insoweit, als es die Ehre seines Hauses betrifft[51]). Die Dienstboten essen an einem Tisch zusammen mit den Bauern[52]); allerdings nicht mehr

44) III. 55—60, 505, 1040 und II. 719/20.
45) III. 461/2, 1011, 1017; IV. 497.
46) allgemein bair. Bezeichnung; Ehe heißt hier Vertrag, Ehalt = vertragsmäßig dienende Person.
47) III. 35, 303, 524, 530 usw.
48) III. 544; IV. 344.
49) J. Schlicht: „Bayrisch Land und Bayrisch Volk" 1875 S. 58 (vgl. dazu: „Bäuerliche Dienstbotenkost im 18. Jahrhundert im Dachauerland" Bayr. Hefte für Volkskunde Jhrg. IV. 1917); auch II. 30.
50) III. 10, 122; IV. 496.
51) II. 857, 878 neben I. 641.
52) Scheidl: „Dachau. Wanderungen im altbayrischen Bauernland" S. 19: Im Herrgottswinkel Tisch für die Dienstboten, in einem zweiten Winkel Tisch für den Bauern und seine Familie. Dies gilt aber nur für ganz große Höfe, wo ein Tisch nicht ausreicht für die vielen Personen.
II. 31; III. 412, 1146; IV. 466.

aus einer gemeinsamen Schüssel[53]). Der Knecht darf sagen, was ihm nicht gefällt (III. 521), und der Bauer erwartet, daß er ihn um Rat fragt (III. 542). Die alte Loni hatte vor der Bäuerin kein Geheimnis (III. 1199). Trotzdem wahrt der Bauer den Abstand zu den Ehalten; denn allzugroße Vertraulichkeit einem durchschnittlichen Dienstboten gegenüber, ist „gegen den Respekt und das ordentliche Regiment" (III. 289); er gewährt ihnen möglichst wenig Einblick in seine eigenen Angelegenheiten[54]). Dienstboten sind ein Spiegel des Hauses (III. 1031), weil sie so eng mit der Familie verknüpft sind. Andrerseits bedingt der Hof, auf dem sie dienen, die Achtung, die sie genießen· von seinem guten Namen hängt ihr Ansehen ab, wie auch von seiner Schande ein Teil auf sie fällt[55]). Der Knecht ist auch stolz auf das Vieh seines Bauern, als wäre es sein eigener Besitz (II. 101). Thoma hat mit ganz besonderer Liebe und Bewunderung drei Dienstbotengestalten geschildert, die das übliche Zeugnis, „er war treu und fleißig"[56]) wirklich verdienten: Lenz (in der „Magdalena"), Apollonia (im „Ruepp"), die nach 20jähriger Arbeit auf dem Hof dort auch ihre Augen schließt, und ganz besonders Hansgirgl (im „Wittiber")[57]). Wenn ein guter Knecht den Hof verläßt, überkommt es ihn wie Heimweh (III. 544) und der Bauer verliert in ihm nicht nur eine Arbeitskraft, sondern gleichsam ein wertvolles Glied seiner Familie (III. 545).

2. Dorfgemeinschaft.

Das bäuerliche Gemeinschaftsleben hört mit der Hofgrenze nicht auf. Der größte Teil der Dachauer Bauern wohnt in Dörfern und dieser Umstand bestimmt sein Leben ganz wesentlich. Er fühlt sich als Glied einer Gemeinde und im Gegensatz zum Einzelhofbauern der Schweiz[1]), oder dem niederdeutschen Bauern[2]) liebt er den geselligen Umgang mit den anderen Bauern seines Dorfes. Die abweisende Verschlossenheit und herbe Schweigsamkeit anderer deutscher Bauern[3]) liegt seiner lebhaften Art

53) III. 463, 483, 1225. Ausnahme II. 31.
54) III. 585, 1203.
55) III. 303, 527 und IV. 336, 344.
56) IV. 345 und III. 544.
57) z. B. III. 539—45.
1) Barthel: „Der Emmentaler Bauer bei Jeremias Gotthelf", Münster, 1931.
2) L'Houet: „Psychologie des Bauern" S. 159/60, 250.
3) vgl. z. B. damit den „Büttnerbauern" von W. v. Polenz.

fern; allerdings ist ihm Geschwätzigkeit ebenso fremd. Zur gegebenen Zeit im Wirtshaus sitzen, mit den anderen Dorfgenossen über die Arbeit und täglichen Sorgen sprechen, ist dem Dachauer Bauern Bedürfnis und Vergnügen. Das Wirtshaus darf darum in keinem Dorfe fehlen. „Drei Dinge sind dem Altbayern heilig: das Elternhaus, das Gotteshaus und das Wirtshaus"[4]). Dieses ist Ausdruck seiner Geselligkeit und Mittelpunkt des Gemeinschaftslebens im Dorfe. Bei festverschlossenen Fenstern[5]) sitzen sie da im dichten Qualm und ereifern sich über ihrem „Disputat" (II. 32). Der Wirt ist nicht in erster Linie Geschäftsmann, sondern Bauer, der jeden kennt und zu behandeln weiß[6]), und Autoritätsperson, die Ordnung in ihrem Hause zu bewahren sucht[7]). In ihrer Geselligkeit schließen sich die Bauern besonders eng in zahlreichen Vereinen zusammen; auch das kleinste Dorf braucht seinen Feuerwehr-, Veteranen-, Schützen-, Burschen-, Jungfrauen- und Bruderverein[8]). Sie geben Anlaß zu Bällen (III. 111) und fröhlich prunkvollen Fahnenweihen (II. 55 ff.), wodurch sie zugleich das Ansehen eines Dorfes bedeutend heben.

Könnte die Dorfgemeinschaft aber dem Bauern nur angenehme Unterhaltung bieten in seinen wenigen Ruhestunden, so spielte sie sicher eine ziemlich untergeordnete Rolle in seinem Leben. Da sie ihm aber wirtschaftlichen Rückhalt und offensichtlich Hilfe in seiner Arbeit bedeutet, ist seine enge Verbundenheit mit ihr leicht verständlich. Der Bauer kann täglich auf die Hilfe seines Nachbarn angewiesen und ihrer sicher sein, bei Erkrankung der Bäuerin[9]) z.B., oder wenn eine Kuh kälbert (III. 409) und wenn er sonst Hilfe im Stall benötigt (III. 474—81). Am besten zeigte sich das einige Zusammenarbeiten des ganzen Dorfes im Krieg: „wenn einer fertig war, ist er zum Nachbarn gegangen und hat ihm geholfen" (IV. 933). In seinem Dorfe fühlt sich der Bauer zuhause, wie in einer großen Familie: da gehört er hin (III. 1022). Besonders die alte Bäuerin kann sich ein Leben außerhalb desselben kaum vorstellen; denn in einer fremden Gemeinde „hoscht nirgends koan Rat und koa Hülf" (III. 1003).

4) Riggl: „Altbayernland und Altbayernvolk", Bayern, das Bauernland. Festschrift zur Ausstellung der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft Nürnberg 1922. S. 31.
5) II. 32, 62.
6) II. 32; III. 29.
7) II. 62; III. 535, 1047.
8) II. 58 und 59. Thoma verspottet die bisweilen übertriebene Vereinsmeierei im „Rauchklub" II. 45 ff.
9) III. 326; IV. 294, 352.

Noch tiefgreifender wirkt die Verbundenheit des Bauern mit der Dorfgemeinde, indem sie auch als geistige Macht sein persönliches Leben beherrscht. Der Bauer führt sein Leben gleichsam vor der Öffentlichkeit. Was in seinem Hause vor sich geht, weiß bald das ganze Dorf[10]) und Lust am Erzählen, oder Bosbaftigkeit würzen die nackte Wahrheit mit Übertreibungen und Entstellungen[11]). Solche Gerüchte nähren die öffentliche Meinung und verbreiten sich über die Dorfgrenzen hinaus; denn auch die Bauern verschiedener Gemeinden sind meist irgendwie mit einander bekannt, sei es auch nur, daß sie bloß von einander gehört haben[12]). Über die öffentliche Meinung kann und darf sich der Bauer nicht hinwegsetzen, solange er in der Dorfgemeinschaft lebt. Er meidet darum sorgsam jeden Anlaß zu einem Gerücht, denn „dös G'red hat ma glei am Buckel" (II. 1007). Er fürchtet den Spott der Gemeinde[12a]) und „d' Schand aushalt'n, des sell is dös Irgst"[13]). Die Dorfmeinung kann sich in ihrer Empörung zu einer ganz realen Macht steigern im Dorfgericht[14]); denn die Schande eines Mitgliedes fällt auf das ganze Dorf[15]). Wenn dieses einen Menschen verurteilt und ausstößt, ist dessen Leben im Dorf unmöglich und der eigene Vater kann ihn nicht schützen gegen diese Gewalt (IV. 357—60).

Die öffentliche Meinung verfügt über einen ganz festen und sicheren Maßstab in ihrer Beurteilung: die Sitte. Recht und vernünftig ist, was von alters her üblich, was „der Brauch" ist[16]) und alles von der Sitte Abweichende strebt sie auszuscheiden; denn „Sitte ist die Lebensform einer Gemeinschaft"[17]). Thoma kannte und ehrte diese Macht, so wie sich der Bauer ihr beugt. „Sie ist älter als die Menschen und sie ist stärker" (III. 303). Über die Sitte kann sich niemand hinwegsetzen. „Wenn der Schuller glaubte, daß er für sich allein nach eigenen Gesetzen leben könne, irrte er sich. ... Wer sich von Herkommen und Brauch losmacht, verliert den Boden unter den Füßen" (III. 302/3).

10) III. 29, 501, 1161, 1227; bes. IV. 350.
11) III. 190, 327/8, 556, 1179; IV. 324.
12) III. 35, 36 (ebenso III. 88) 53, 503, 561; IV. 29, 507.
12a) III. 131, 500, 521/2, 991/2.
13) III. 1098 ebenso IV. 299, 345.
14) Haberfeldtreiben (IV. 329) in der bekannten streng geregelten Form (wie sie z. B. Georg Queri beschreibt in „Bauernerotik und Bauernfehme in Oberbayern", München 1911) ist in der Dachauer Gegend nicht üblich, sondern beschränkt sich hauptsächlich auf den Bezirk der Mangfall („Bavaria" S. 421).
15) IV. 325 und 327.
16) III. 584; IV. 497.
17) Dietz: „Das Dorf als Erziehungsgemeinde" S. 55.

Wie die Sitte in jeder Gebärde liegt[18]), so bestimmt sie die ganze Lebensweise, das ganze Fühlen des Bauern. Selbst eine so persönliche Angelegenheit wie Brautwerbung und „Liebeserklärung", (wenn man beim Bauern von einer solchen sprechen darf), erfolgt bei einem Bauern in Thomas Erzählungen so wie beim anderen, und genau so wie einst bei den Eltern und Ureltern[19]). Dieses Denken, Handeln und Fühlen nach Sitte und Brauch betrachtet Weigert als „Prüfstein für Schilderungen des alten Bauerntums"[20]): als unwahr erscheinen ihm alle Darstellungen, in denen der Bauer aus ganz individuellem Empfinden, nach Willkür und augenblicklicher Laune handelt. Der Wittiber ließ sich vom Zorn zu dem Glauben verleiten, er könne dem natürlichen Ablauf der Dinge widerstehen und scheiterte daran; denn zu spät kam er zu der richtigen Einsicht: „In Ehrbarkeit die letzten Jahre leben und bei der alten Sitte bleiben, darin lag die Vernunft; und bloß das konnte ihm Ruhe und Glück versprechen" (III. 583).

Allmählich aus dem Gemeinschaftsleben des Dorfes hervorgewachsen, wirkt die Sitte jetzt als einigendes Band in ihm, indem sie innerlich als sittliche Macht für jeden das gleiche ethische Gesetz aufstellt und äußerlich das Leben in gleicher Weise mit einer Fülle von Sitten und Bräuchen verschönt[21]). Die einen reihen sich an den Ablauf des Jahres[22]), die anderen begleiten ihn vom Lebensanfang bis zu seinem Tode. „Weil sie (die Sitte) das nüchterne Leben segnet, ist sie ehrwürdig. Sie ehrt die Arbeit, sie gibt der Fröhlichkeit und der Trauer Bedeutung" (III. 303). Der Dachauer Bauer blieb seinen alten Sitten dank seiner natürlichen Beharrlichkeit treu und pflegt sie nicht als ehrwürdige Formen, sondern lebt und erlebt sie in frischer Ursprünglichkeit (III. 91 ff.) und zugleich mit gebührendem Ernst (III. 80 u. 81). Die Familienfeste verlaufen auf

---

18) siehe oben S. 31

19) vgl. auffallende Ähnlichkeit in „Heiratsvermittler" II. 70, „Probier" II. 716, „Hochzeit" 1.—5. Kapitel III. 9 ff., 10. Kapitel im „Wittiber" III. 483 ff, „Die Brautschau" IV. 493 und (in schwankhafter Form) „Monika" II. 85—88.

20) J. Weigert: „Das Dorf entlang" S. 450.

Ähnlich Riehl: „Die Naturgeschichte des Volkes", II. S. 60. Er erkannte, daß die hervorragenste Eigentümlichkeit des Bauern darin besteht, „daß bei ihm die allgemeine Sitte an die Stelle des individuellen Gefühls tritt."

21) vgl. zu den Sitten und Bräuchen K. H. Hartmann: „Sitten und Gebräuche in den Landgerichtsbezirken Dachau und Bruck" S. 194 ff.; auch Bavaria: „Volkssitte" von Felix Dahn S. 363—424.

22) Da in ihnen die religiöse Grundlage noch ganz klar sich offenbart, sollen sie unter dem Gesichtspunkte des religiösen Lebens betrachtet werden. Siehe später S. 73 ff.

dem Lande alle in gleicher Form und vereinen über die Grenzen der Familie hinaus das ganze Dorf bei Freud und Leid des einzelnen.

An dem Tag der Geburt oder am folgenden (III. 327) trägt die Hebamme das Kind zur Taufe in die Kirche (III. 328). Der Göd steckt ihm den Einbindtaler in die Windeln (III. 303) und erst auf einem Umweg über das Wirtshaus (III. 332) gelangt der Täufling wieder ins Vaterhaus zurück. In diesem Rhythmus: Elternhaus, Gotteshaus, Wirtshaus verlaufen alle Feste des Dachauer Bauern.

Das bedeutsamste Fest im Leben des Bauern ist die Hochzeit; darum schildert es Thoma auch in Einzelheiten ausführlich (III. 83—97). Der Hochzeitslader, der sich besonders durch „ein gutes Mundwerk" und schlagfertigen Witz auszeichnen muß, zieht mit seinem Rosmarinstrauß am Hut im langen Bratenrock stundenweit herum und ladet die Verwandtschaft und Freundschaft ein[23]). Am Tag vor der Hochzeit bezeugt der Kammerwagen auf der Fahrt zum Haus des Bräutigams, daß die künftige Bäuerin „ein schönes Sach beieinander habe" (III. 83). Weinend muß die Braut Abschied von ihren Eltern nehmen; auch der Bräutigam bittet in einer langen Rede des Hochzeitsladers seine Eltern um Urlaub. In wohlgeordneter Reihe gelangt der Hochzeitszug zur Kirche. Nach der kirchlichen Trauung sammeln sich alle im Wirtshaus[24]). Der Hochzeitslader weist jedem seinen gebührenden Platz an und geleitet das Hochzeitspaar, Kranzeljungherrn und Kranzeljungfrauen, die Eltern des Brautpaares, ihre nächsten Verwandten und den Pfarrer zum Ehrentisch. Den Brautlauf der Burschen zum Wirtshaus, das „Krautessen" und den „Krauttanz" erwähnt Thoma nicht[25]). Dafür gibt er wörtlich die Rede des Brautführers beim „Abdanken" wieder (III. 89—92), in der dieser auf jeden Ehrengast ein Hoch ausbringt. Der Brautführer sammelt nach dem Mahl die Geldspenden ein. Der einstige „Ehetanz", bei dem die Braut hinken mußte, ist zu Thomas Zeiten schon durch einfachen Ländler ersetzt. Erst spät geht das Brautpaar heim unter den lustigen Klängen der Musik.

Der Brauch regelt auch die äußeren Formen der Trauer streng einheitlich im ganzen Dorf. Zu Häupten des Sterbenden werden zwei Lichter angezündet[26]). Die „Seelnonne" (III. 1132) versieht ihren Dienst an dem Toten. Der Leichnam wird im Hause aufgebahrt und ausgesegnet (III.

---

23) III. 79. Weit über 200 Personen bei einer großen Hochzeit; zur Hochzeit eines Gütlers kommen 60 bis 70 Gäste. („Bavaria" S. 100; Hartmann a. a. O. S. 208).
24) vgl. dazu auch III. 555.
25) vgl. dazu Hartmann a. a. O. S. 216—218.
26) II. 106; III. 126, 1124.

406). Die Nachbarn sind es, die ihn zu Grabe tragen[27]), und das ganze Dorf gibt ihm das Geleite (II. 105). Der Leichenschmaus hernach führt bald wieder die alte Fröhlichkeit herbei. Der Tote ist damit noch nicht vergessen: wer Sonntags an seinem Grabe vorbei in die Kirche geht, besprengt es mit Weihwasser[28]); am Allerseelentage wird es liebevoll geschmückt (III. 154 ff.) und in der Fröhlichkeit der Hochzeitsfeier gedenkt die ganze „Freundschaft" der verstorbenen Eltern des Brautpaares (III. 96).

Der Bauer kann die Verbundenheit seines persönlichen Lebens mit der Dorfgemeinschaft täglich fühlen; aber sie wird ihm nicht bewußt, solange er fest verankert in ihr steht; denn sie ist ihm ebenso selbstverständlich wie die gesunde Luft, die er atmet. Nur in der äußeren Verwaltung des Dorfes und in der Sorge um die Gemeindeangelegenheiten tritt ihm sein Dorf als abgegrenztes politisch-soziales Gebilde entgegen. Durch die Gemeindewahl (III. 163/4) wird der Bürgermeister bestimmt, dessen Bestätigung allerdings das Bezirksamt verweigern kann[29]). Er hat für Ruhe in der Gemeinde zu sorgen (IV. 355). In besonderen Fällen ruft er eine Ausschußsitzung zur Beratung zusammen (IV. 350); durch Sühneversuche trachtet er die Zwistigkeiten des Dorfes friedlich beizulegen[30]). Die Feldgeschworenen entscheiden bei Grenzstreitigkeiten (II. 66). Nur ungern lassen sich die Bauern in Gemeindeangelegenheiten von anderen dareinreden (I. 131), und doch stehen sie der äußeren Verwaltung ihres Dorfes gleichgültig gegenüber (III. 164). Der Bürgermeister ist Autorität kraft seines persönlichen Wertes als Bauer, nicht aber dank seines Amtes. Darum fehlt dem Bauer für seine amtliche Stellung im Dorf jeder Ehrgeiz; als Bauer und nur als Bauer will er was gelten in ihm[31]).

Das Dorf ist seine Welt, sein Staat. Darum will er auch darauf stolz sein können vor den „Auswärtigen"[32]), darum die oft feindliche Haltung zweier Dörfer zueinander, die besonders unter den Burschen zu einem regelrechten Krieg führen kann[33]). Der Bauer sorgt einseitig nur für seine Gemeinde, wenn er auch eine andere dabei schädigt (IV. 22). „Wo die Gemeinde aufhört, endet auch das Gemeinschaftsempfinden"[34]).

---

27) III. 303. Früher schaufelten sie auch das Grab. (Hartmann a. a. O. S. 227).
28) II. 106; III. 297.
29) III. 186, 251.
30) II. 697/8, 1011; III. 193.
31) II. 22; III. 124, 142, 166 und 167.
32) II. 49, 60.
33) II. 59; III. 119.
34) Springenschmid: „Das Bauernkind", S. 78.

3. Bauer und Staat.

Da des Bauern Welt und Gemeinschaftsgefühl kaum über die Dorfgrenze hinausreicht, hat er wenig Interesse an der Nachbargemeinde und noch weniger an der weiteren Gemeinschaft des Staates[1]). Um die hohe Politik kümmert er sich nicht[2]). Nur einmal, in Florian Weiß[3]), zeichnet Thoma einen Austragsbauern, der hinter die tieferen Zusammenhänge der Politik zu kommen strebt, einen Vertreter vom Typ des „verschrobenen", „studierten" Bauern, wie ihn Riehl häufig antraf[4]). Schlecht und recht zahlt der Bauer seine Steuern, aber der Staat als solcher geht ihn nichts an, weil er sich nichts darunter vorstellen kann. Seine Heimatgemeinde ist sein Staat, der Bürgermeister für ihn der Vertreter desselben (I. 1097). Ehrfurcht vor der Autorität ist ihm angeboren; aber er will sie sehen als Gestalt mit Fleisch und Blut; darum seine unbedingte Achtung vor dem König, und die Anhänglichkeit an die geistliche Obrigkeit, weil sie einfach da, im Dorfe selbst vertreten ist (II. 909). Der Bauer kann nur ehren und erfassen, was er wirklich kennt.

Wie er in der Gemeinde den Staat erlebt, so liebt er in seiner engsten Heimat das Vaterland. Er ist Partikularist[5]), nicht aus Grundsatz, sondern weil er das größere Vaterland nicht kennt. Seine Zugehörigkeit zur großen Gemeinschaft des Staates und des Vaterlandes fühlt er erst, wenn dieses bedroht ist. Der Bauer hat als Hüter des Alten und Festen auf Grund seines angeborenen Konservatismus eine tiefe Abneigung gegen den Krieg[6]). „Mir fanga koan Spektakel o" (IV. 484). Wenn er aber notwendig ist, dann fügen sie sich dem Zwang des Schicksals (II. 274), und zwar nicht mit müder Ergebung, sondern mit Begeisterung, sobald sie einsehen, warum sie kämpfen und opfern, wenn ihnen nämlich die Feinde nicht Ruhe lassen wollen, die Ruhe zur Arbeit (IV. 473). Dann wissen sie: „Es geht um viel oder um all's" (IV. 474). Kein Nachdenken, kein Überlegen gibt es mehr, wo es gilt, die Heimat, den Hof zu verteidigen. Dieses Bewußtsein entflammt den alten, ruhigen Gschwendtnerbauern zu hellichter Wut und Begeisterung: „An Bod'n geb'n ma it

1) Dieses Verhältnis ändert sich mit dem Ende des 19. Jahrhunderts. Siehe später S. 92 f.
2) I. 120, 131; III. 345.
3) III. 246 ff., 254 ff.
4) Riehl: „Die Naturgeschichte des Volkes", S. 115.
5) II. 916; und in „Krawall" II. 209.
6) II. 274. Die Gschwendtnerin in „Erster August" IV. 461.

her, an dem s' g'arbet ham, de wo vor uns da war'n, und mir aa, und an Bod'n lass'n ma net verschandeln, in dem Vatta und Muatta begrab'n san und in dem mir aa'r amal lieg'n woll'n ... ehrbar und mit Fried'n. ... Herrgott, bal ma si so was denkt, daß schlechte Händ' nach dem g'langa, was uns des Bescht' is, und bloß mit Muatwill'n, weil mir eahna z'gring san.... Moanst, i war scho z'alt, daß i net aa no d'Büchs nahm? ..." (IV. 474). Der Bauer kannte auch in den gerüchtschweren Tagen vor dem Weltkrieg nicht die verzehrende Unruhe und peinigende Ungewißheit des Städters; er hatte keine Zeit dazu[7]): „Solang mi da Burgamoasta net holt, werd g'maht" (II. 1097). Diese Einstellung bezeugt die gesunde Ruhe und Gelassenheit des Bauern im Gegensatz zum Städter. Im Krieg bewähren sie Tapferkeit und Mut und unbezwingliche Lebenslust und Lebenskraft. Doch prahlt der Bauer nie mit seinen Heldentaten im Krieg[8]), wenn er auch die Erinnerung daran nicht hergeben möchte[9]).

Ebenso Großes wie die Männer im Felde draußen, leisteten aber auch die Bäuerinnen und alten Leute in der Heimat[10]). „Wenn es auch niemand hätte vorher glauben mögen, es ist doch wahr, daß kein Dezimal weniger angebaut worden ist. Das hat auch gelten müssen für's Vaterland" (IV. 934). Im Krieg kämpft der Bauer für seine engste Heimat, für seinen Hof und dadurch dient er dem Volksganzen. Nie spricht er von Liebe zu Volk und Staat, aber im Notfall, da beweist er sie.

III. Arbeit.

1. Eigenart der bäuerlichen Arbeit.

Der Hauptgrund für die Gesundheit des Bauern, für seine körperliche Stärke und seelische Ursprünglichkeit liegt in der Gesundheit seiner Arbeit. Durch die enge Verbundenheit mit der Natur ist sie zu jeder Jahreszeit eine andere; aber ohne Unterbrechung erstreckt sie sich über das ganze Jahr. Thoma gibt uns keine vollständige Darstellung von der Vielfalt der bäuerlichen Arbeiten im Ablauf eines ganzen Jahres, wie z. B. Gotthelf; dazu ist sein Werk rein quantitativ zu beschränkt, aber wir sehen

7) VI. 465 u. II. 1094 ff.
8) vgl. die schlichte Erzählung in „Ein bayrischer Soldat" II. 277 ff.; ferner II. 349; IV. 35—37.
9) II. 349, ebenso IV. 35.
10) Br. S. 132; IV. 929, 933/4.

dennoch den Bauern bei den verschiedenartigsten Arbeiten. Wenn im Frühjahr der Frost bricht und das Schneewasser den Boden aufarbeitet, wird gedüngt (III. 33), später geackert[1]), gesät (III. 82), geeggt (ebd.) und Kartoffel gesetzt (III. 325). Viele andere Arbeiten, die Thoma nicht erwähnt, gehen der Ernte voraus, wo sich die Tätigkeit zu ihrem Höhepunkt steigert. Erst fährt der Bauer das Heu ein (III. 394), dann folgt die Korn- und Weizenernte[2]), zuletzt der Haber (IV. 468). Die Zwischenzeit zwischen Heu- und Kornernte wird mit Holzfahren (II. 273) bisweilen ausgefüllt, oder der Bauer gönnt sich etwas Ruhe und nützt die Zeit mit Marktgeschäften in der Stadt (III. 636). Im Herbst muß er nach der Kartoffelernte (IV. 468) wieder pflügen (III. 122) und düngen (III. 161), bevor er das Wintergetreide sät (III. 135). Von Herbst bis in den Winter hinein wird gedroschen[3]); bis im Frühjahr der Arbeitskreis von neuem beginnt, ist er mit Holzarbeit beschäftigt[4]). Zu diesen wechselnden Arbeiten kommen die täglich gleichen in Haus und Stall, welche zum großen Teil von der Bäuerin und von den Mägden versehen werden[5]).

Bauernarbeit ist Gemeinschaftsarbeit, stützt sie sich doch ganz auf die Zusammenarbeit der Familie. Bauernarbeit ist mühsam[5a]), anstrengend und erfordert viel Kraft und Gesundheit. Sie ruft den Bauern schon beim Morgengrauen aufs Feld[6]), gönnt ihm keinen Schutz „draußen in der Glühhitze" des Sommers[7]); auch den kräftigsten Menschen macht sie „steinmüd"[8]) und bricht vorzeitig seine Kraft[9]). Aber Bauernarbeit ist nie aufgeregt, nie hastig. Mit wenigen aber deutlichen Zügen zeichnet Thoma einige Bilder von Bauern während ihrer Arbeit[10]); immer derselbe Eindruck von gespannter Kraft, bedächtiger Ruhe, ja Feierlichkeit. Gemächlich und friedlich (III. 1226) arbeitet der Bauer.

1) III. 325, 585.
2) II. 878; IV. 465.
3) III. 103 und 411.
4) III. 288, 468; IV. 22.
5) III. 335, 463; IV. 463 usw.
5a) Thoma beweist stets besondere Ehrfurcht vor den harten, schwieligen Bauernhänden, z. B. II. 104; III. 392 auch III. 127/8.
6) III. 82, 245, 394, 1078.
7) II. 23; III. 1081; IV. 929.
8) III. 82; III. 1081, 122.
9) III. 122, 460. Dazu Westenrieder („Beyträge zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik und Landwirtschaft." Bd. IV. S. 398), der Leute mit 70 Jahren als Seltenheit im Dachauer Bezirk bezeichnet, diesen Umstand aber auf die schlechten hygienischen und medizinischen Verhältnisse zurückführt.
10) II. 717, 1096; III. 82, 325, 1081/2 und bes. III. 135.

Bauernarbeit ist **Vollarbeit**. Sie fordert nicht nur körperliche Kräfte, sondern auch ganz besondere Fähigkeiten. „Landwirte werden geboren, selten erzogen, niemals ernannt“ (II. 397). Das weiß auch die Bäuerin: „Dös muaß oane drinn hamm, dös kann ma oan it lerna“ (IV. 473). Und selbst, wenn er „dös drinn“ hat, muß er die Arbeit erst üben[11]), falls er nicht von frühester Jugend an damit vertraut ist. Der Fleiß allein genügt nicht: Bauer und Bäuerin müssen die Arbeit auch verstehen[12]). Sie beansprucht den ganzen Menschen: seine Kraft, seine Begabung und seine Gedanken, sie leidet es nicht, daß man den Kopf bei anderen Dingen hat (III. 335).

Darum läßt sie auch allerlei Verdrießlichkeiten vergessen[13]). Die Arbeit ist dem Bauern keine Last; er faßt sie als Freude auf, so daß er von der „Lustbarkeit des Schaffens“ spricht (III. 419)[14]). Lieber erträgt er die Müdigkeit der Sommerarbeit, als die Langeweile des „Stubenhockens im Winter“[15]). Diese **Arbeitsfröhlichkeit** ist die innerste Ursache und zugleich auch wieder der Ausfluß seiner Lebenslust. „Überall Arbeit, Fleiß und Frohsinn“ (II. 1095): das ist der Eindruck, den Thoma von einem Erntetag bei seinen Dachauer Bauern gewinnt.

2. Hofbezogenheit des bäuerlichen Lebens.

Damit aber die Bauernarbeit wirklich sinnvoll ist, muß sie einen Zweck verfolgen, einen Bezug haben, und den hat sie. Der Bauer weiß, wofür er schafft: sein Leben ist ein „Trachten und Mühen für das Heimatl“ (II. 106), für den Hof. Ohne diese Hofbezogenheit verliert die Arbeit ihren Inhalt. Als der Ruepp seinen Hof zugrundegehen sieht, da hat er „keinen Willen zur Arbeit mehr, und ... war es ihm, als hätte sie keinen Sinn für ihn und er kein Recht auf sie“[1]). Der Bauernsohn arbeitet in seiner Jugend gern wie ein Dienstbote, aber er muß die Gewißheit haben, daß er den Hof bekommt[2]), daß er also für seinen Hof sich müht. So entwickelt sich ein inniges Wechselverhältnis zwischen dem Bauern und seinem Hof.

---

11) III. 34, 1214 und 1215.
12) II. 717; III. 41 und 42, 188, 397, 1053.
13) III. 340, 411, 468.
14) ähnlich III. 473 und IV. 466.
15) III. 419; IV. 500.
1) III. 1225; ebenso 1084, 1203.
2) III. 499, 562, 1007.

Dabei steht aber der Hof über dem einzelnen Menschen; die Geschlechter ziehen auf und gehen, aber der Hof bleibt (III. 9). Der Bauer tritt so sehr hinter seinem Hof zurück, daß er sogar seinen persönlichen Namen verliert. Alle nennen ihn beim Hausnamen[3]), sein eigener ist überhaupt kaum bekannt (III. 981). Er selbst stellt sich nur mit seinem Hofnamen vor[4]). „I bin der Schuller von Erlbach, Andreas Vöst schreib i mi" (III. 250). Seinen bürgerlichen Namen opfert er gleichsam dem Hof und empfängt dafür einen Adelstitel zurück[5]). Solang er den Hof regiert, darf er ihn führen, im Austrag verliert er ihn wieder[6]). Die Familien kommen und gehen auf dem Hof, gemäß einer Notwendigkeit des Lebens (IV. 894), aber „eines bleibt und scheint unvergänglich zu sein: der Namen, mit dem das Haus nach dem ersten Inwohner oder seinem Berufe benannt wurde" (IV. 895)[7]).

Zur Erhaltung des Hofes dient das alte Anerbenrecht, dem der Dachauer Bauer treu blieb. Der Hof wird immer samt allem Zubehör dem ältesten Sohn übertragen, der dafür die Altersversorgung der Eltern und die Geldentschädigung an die Geschwister auf sich nimmt. Selbst wenn ein jüngerer Sohn besser geeignet und den Eltern lieber wäre (III. 983), tun sie doch, „was der Brauch ist" (III. 990) und geben dem Erstgeborenen den Hof.

Wie die Erbfolge steht auch die Gattenwahl ganz im Dienst des Hofes. Der Bauernsohn heiratet nicht, wenn er Lust hat, sondern erst, wenn übergeben wird. Heiraten geht Hand in Hand mit der Übernahme des Anwesens[8]). So kommt es, daß er erst in reifem Alter sich vermählt, zwischen 28[9]) und 30[10]) Jahren. In der Frage der Eheschließung herrscht bei Thomas Darstellung nie ein Gegensatz zwischen Kindern und Eltern, ja oft leiten Eltern diese ein[11]) (ganz im Gegensatz zu den üblichen Dorfgeschichten). Sucht sich der Bauernbursche eine passende Frau, so wünscht

3) vgl. Ruepp, Schuller, Schormayr, Mattheissin usw.
4) z. B. II. 26; III. 52, 484.
5) vgl. dazu IV. 895.
6) III. 251; II. 1009.
7) Tatsächlich stammen die alten Hausnamen der Dachauer Höfe aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg. Bei den Kleingütlern kann er sich in den letzten 100 Jahren 2—3 mal geändert haben. (Scheidl: „Dachau. Wanderungen im altbayrischen Bauernland" S. 20).
8) I. 643; III. 485.
9) III. 9, 485.
10) III. 982; IV. 496.
11) II. 716 ff.; III. 10; IV. 501/2.

er nicht ein hübsches Mädchen oder liebevolle Gattin, sondern eine tüchtige Bäuerin für seinen Hof. Nur schwer läßt sich eine solche finden: „De oa hat nix, de ander ko nix, de dritt mag it arbet'n" (III. 993). Die Geldfrage gibt also nicht allein den Ausschlag; ebenso notwendig ist, daß die Erwählte gut hausen kann und fleißig und sparsam ist[12]). Wenn sie „a bissel a scharfe" ist, so schadet das nicht; im Gegenteil, das verrät die genaue Hauserin[13]). Schönheit spielt eine sehr geringe Rolle[14]). Nur selten lernt der Bauernsohn selbst ein Mädchen kennen[15]), das die drei genannten Forderungen erfüllt. Darum wendet er sich an einen Schmuser[16]), meist einen Viehhändler, einen Mann, der immer alles weiß. Dieser läßt sich nach einigem Handeln den Schmuserlohn in ganz bestimmter Höhe zusichern[17]), dann erst rückt er mit seinem Wissen heraus. Die Größe der Mitgift, bezw. die Sicherheit des Geldes entscheidet bei der Auswahl (III. 16). Hierauf werden beiderseits genaueste Erkundigungen eingezogen. Das Mädchen schaut sich den Hof an, wo es künftig als Bäuerin wirken soll[18]); gefällt er ihr und kann auch sie durch die nötigen Papiere ihre Mitgift nachweisen[19]), dann stimmt's, dann sind sie „handeleins". Nun folgt noch die nötige Erklärung. „Jo", meinte Andrä, „indem daß mi aa ganz recht waar, kunnten mi ja z'sammheiraten?" „Mi is scho recht", sagte Emerenz (III. 47)[20]). Er gibt ihr zum Zeichen, „daß der Vertrag in Ordnung sei", das Drangeld (II. 720), bezw. sie ihm das Handgeld (III. 47). Man einigt sich noch über den Tag, an dem die Übergabe und der Ehevertrag protokolliert werden sollen (III. 48) und schon nach wenigen Wochen wird Hochzeit gefeiert (III. 506).

Diese Anbahnung der bäuerlichen Ehe schildert Thoma mit besonderer Vorliebe, aus Protest gegen die süßliche Verwässerung in den Dorfgeschichten[21]) und aus ehrlicher Freude an ihrer nüchternen, gesunden und

12) I. 643, 47; auch III. 994; III. 551; IV. 501.

13) III. 560, 985, 987.

14) III. 987, 993.

15) nur Hansgirgl (in der „Marget" III. 979), ein Sonderfall, und Simon (in der „Brautschau" IV. 516), ein wirkungsvoller Schluß für ein Lustspiel.

16) II. 70 ff.; III. 11 ff., 984/5; IV. 502. Die Mädchen bekommen meist vom Basel einen Mann empfohlen. III. 414 und 1058.

17) II. 72 und 73; III. 14/5, 20, 984.

18) III. 40—43, 442.

19) III. 36—38. Ähnlich „Brautschau" 9. Szene, IV. 507 ff.

20) in ganz ähnlicher Weise III. 505.

21) II. 746 parodiert Thoma eine Liebesszene, wie sie in den Dorfgeschichten üblich ist.

geraden Art, im Gegensatz zu der gespreizten Umständlichkeit und Hinterhältigkeit des bürgerlichen Bräutigamsfangs, den er in den „Kleinen Verwandten" (IV. 545) verspottet. „Neigungen kommen nicht zu Wort" (I. 643) bei der Heirat des Bauern und das Geld spielt, wenn auch nicht die einzige, so doch eine hervorragende Rolle. „Wenn sie fünfzeh' tausend auf d'Hand kriegt, mag i" (III. 485)[22]). Aber dieses Streben nach Geldheirat entspringt nicht aus reinem Egoismus oder Habgier; der junge Bauer braucht das Geld im Dienst für den Hof: er muß den Eltern das „Umstandsgeld" und den Geschwistern ihren Anteil ausbezahlen[23]) und von dem Rest will er neuen Grund kaufen. Und eben mit Rücksicht auf seinen Hof kann er keine aus einem kleinen Sach heiraten; denn „so oani ko nia net regiern" (III. 44).

Wie den entscheidensten Schritt seines Lebens nur das Hofinteresse lenkt, so bestimmt dieses auch das Alltagsleben. Wenn der Bauer so großen Wert auf die eheliche Treue legt, so erklärt das Thoma nicht aus des Bauern „religiöser Scheu" vor dem Bruche seines Gelöbnisses, sondern aus einer starken sittlichen Auffassung häuslicher Würde (I. 644). Er ist es seinem Hause schuldig, ihm das Ansehen der „Reinlichkeit" (III. 445) zu wahren, da von diesem seine Stellung im Dorfe abhängt.

Nach L'Houets Einteilung der Bauern in Sandbauern, Lehm- und Kalkbauern gehört der Dachauer Bauer zur mittleren Gruppe, die meist reiche Bauern umfaßt, denen infolge ihrer Wohlhabenheit leicht Verschwendung und Verweichlichung droht[24]). Aber diese Gefahren scheitern an seiner urwüchsigen Kraft und seiner allein auf den Hof bezogenen Lebenseinstellung. Große Sparsamkeit zeichnet seine Lebenshaltung aus. Einfach ist seine Kost (II. 16), zwar kräftig und reichlich, aber ohne große Abwechslung. Näschereien kennt er nicht, auf Obst oder junges Gemüse legt er keinen Wert. Mit einer Flasche Bier und einem Keil trockenen Brotes als Brotzeit ist er selbst während der schweren Erntearbeit zufrieden[25]). Zum Frühstück gibt es nach Thomas Darstellung eine Kaffeesuppe, in die man Brot oder Semmeln einbrockt[26]). Schmalzkost

22) ähnlich II. 73, 87, 273; III. 11; IV. 502.
23) II. 72, 272; III. 16.
24) L'Houet: „Psychologie des Bauerntums" S. 354.
25) III. 1082, 1125.
26) III. 417, 458, 463, 1078.
In Wirklichkeit essen auch begüterte Bauern in der Frühe heute noch Suppe statt Kaffee.
Jeden Tag gibt es Mittags — ausnahmslos — Knödeln. Die Abwechslung im Abendessen besteht in folgenden Gerichten: Schmarrn, Dampfnudeln (aus Roggen-

ist „da Brauch"[27]), während Fleisch (mit Ausnahme des Gselchten) als Festgericht gilt (III. 59)[28]). Das Nationalgericht der Dachauer Bauern besteht in „Gselchtem" und Kraut mit Knödeln, Kartoffeln oder Schmalznudeln[29]). Die selben Speisen stehen auch beim reichsten Festessen am Tisch, nur in ungeheuren Mengen. Nie werden sie ergänzt durch Wildbret, Fisch, oder gar appetitanregende Speisen; als Nachtisch werden z. B. Schmalznudeln mit Sauerkraut gereicht „zum Draufsetzen".

Dieselbe Bedürfnislosigkeit äußert sich auch in der Kleidung[30]) und im Vergnügen. Die Arbeit für den Hof gestattet dem Bauern am Werktag keine Zeit dazu; nur der Sonntag steht ihm zur Verfügung. Die alten Weiblein verbringen ihn geruhsam auf der Hausbank, die jungen mit einem „ausgiebigen Ratsch" bei der Nachbarin (III. 1043), die Bauern in der rauchigen Wirtsstube oder auf der Kegelbahn (ebd.): lauter anspruchslose Vergnügen. Allerdings erliegen manche Dachauer Bauern der Versuchung, daß die Sonntagsnachmittagsunterhaltung im Wirtshaus in einem „gewohnten Sonntagsrausch" (III. 1045) endet, und dieser sich bald auch am Werktag wiederholt. Auf diese Weise ist schon mancher Hof heruntergekommen[33]).

Durch Bedürfnislosigkeit in der Lebenshaltung zeigt der Bauer seine Sparsamkeit. Diese leitet auch sonst sein Bestreben, möglichst wenig Geld auszugeben. Der Heiratsvermittler betrachtet es z. B. als etwas Selbstverständliches, daß er um seinen Schmuserlohn heiß kämpfen muß, denn noch nie ist „es ihm geschehen, daß sein Honorar ohne Widerspruch mit freundlicher Miene ausbezahlt wurde"[34]). Ebenso ist das Trinkgeld eine Ausgabe, die man sich ersparen kann (III. 32). Der Bauer will seinen Besitz erhalten und nach Möglichkeit neuen hinzuerwerben. Dieses Bemühen nimmt bei dem Nachdruck, mit dem es der Bauer verfolgt, oft die

---

mehl, in Schmalz herausgebacken) mit Kraut, Baunzen (gewaltige Dampfnudeln) und Fensternudeln („ausgezogne" oder woazene Nudeln genannt).

27) II. 15; III. 59, 958.

28) Die Zusammenstellung der Dienstbotenkost im 18. Jahrhundert in der Dachauer Gegend (in Bayer. Hefte für Volkskunde Jhrg. 7 S. 147—150) beweist, daß es damals nur an den hohen kirchlichen Feiertagen (mit Ausnahme von Pfingsten!) Fleisch gab. — auch „Bavaria" S. 439 ff.

29) II. 904, 968, 984; III. 432; IV. 331.

30) siehe oben S. 39.

33) III. 78; III. 188/89; III. 427 und besonders der Ruepp (z. B. III 1079, 1108 ff., 1198).

34) III. 45 zus. mit 62/3 und 97 ff.

Form der Habsucht an, besonders, wenn es sich um das Erben handelt (III. 402) oder um die Festsetzung des Austrages[35]).

Der Bauer sorgt nur für sich. Der Antrieb zum Handeln ist bei ihm nicht irgend ein Ideal, sondern immer der Eigennutz. Und doch bezeichnet es Thoma einmal als Unrecht „verächtlich von der Hartherzigkeit und dem Eigennutz des Bauern zu reden" (III. 365) und die Auffassung vom Bauern als einem „dumm-pfiffigen Egoisten" lehnt er ab als „gang und gäbe in München, wo man vom Leben des Bauern sehr wenig oder nichts weiß" (I. 257). Der richtige Bauer kennt nicht die enge Selbstsucht, die den Menschen antreibt, möglichst viel Geld zu gewinnen, um es dann in Genuß und Wohlleben für sich selbst zu verschwenden und um der Notwendigkeit zu arbeiten überhoben zu sein. Er braucht Geld, um arbeiten zu können, um den Hof zu erhalten[36]). Wenn er für sich sorgt, schafft er dadurch gleichzeitig die Lebensgrundlage für seine Familie und erreicht damit die Förderung seines Hofes. Sein Eigennutz ist nicht persönliche Selbstsucht, sondern „Familienselbstsucht"[37]). Hof und Bauer stehen eben in so enger Verbindung, daß der Bauer ohne seinen Hof nicht leben kann, und daß der Hof nur blüht, wenn der Bauer auskömmlich und arbeitsam lebt und leben kann.

Da der Bauer sein ganzes Leben in den Dienst des Hofes stellt, verbindet ihn ein ganz persönliches Verhältnis mit ihm. Verbringt er doch dort sein ganzes Leben und ist durch seine Arbeit untrennbar mit ihm verknüpft. Der Bauer weiß kein ärgeres Unglück als um Haus und Hof zu kommen (III. 79). In der Gefahr, daß sein Hof zertrümmert werde, kann er darum auf die Hilfe der Freundschaft ziemlich sicher vertrauen[38]). Schmerz und Wut über den vermeintlichen Verlust des Hofes macht den Lenz sogar zum Mörder[39]). Denn der Hof ist nicht nur Erwerbsmöglichkeit und Arbeitsfeld des Bauern, der Hof ist sein „Sach"[40]), gleichsam der Inbegriff aller Dinge für ihn, kurz seine Welt. Daß damit auch Gefühlswerte verbunden sind, beweist die andere Bezeichnung für den Hof „Hoamat" oder „Hoamatl"[41]), der Ort, „wo

35) II. 719/20; III. 55—61, 505, 1040.
36) vgl. dazu die Bemerkung über Geldheirat oben S. 59.
37) Weigert: „Religiöse Volkskunde, ein Versuch". Freiburg 1925 S. 30.
38) III. 25, 79.
39) vgl. dazu die 2 letzten Kapital vom „Wittiber" III. 568 ff.
40) III. 9, 250, 887, 1084; IV. 473, 484 usw.
41) II. 106; III. 9, 474, 582; IV. 509 usw.

seine Wiege stand", wo er wirklich zuhause ist. Aus diesem engen persönlichen Verhältnis zum Hof betrachtet er auch die einzelnen Teile davon nicht als tote Gebrauchs- und Wertgegenstände, sondern behandelt sie fast wie Menschen. So gibt er jedem Acker[42]) und jedem Tier[43]) seinen eigenen Namen. Wenn die Bäuerin von ihren Kühen erzählt, so weiß sie von jeder eine besondere Geschichte und ganz individuelle Eigenschaften zu berichten[44]). Wenn der Bauer stets zuerst für seine Pferde sorgt[45]), so entspringt das nicht allein der Fürsorge für einen kostbaren Besitz, sondern ganz verborgen der bäuerlichen Liebe zu seinem Vieh und damit zum Hof.

3. Arbeitsethik.

„Arbeiten ist nichts Äußerliches, das man nach Belieben tun oder lassen kann, und es ist eine Eigenschaft des Charakters. Man kann Arbeitsfreude ererben; sie kann anerzogen und erworben ... werden" (I. 280). Der Bauer hat sie ererbt. Er muß arbeiten, er kann gar nicht anders. Leben heißt bei ihm arbeiten und arbeiten ist für ihn Leben. „Plag'n is leb'n, und des ander is nix" (IV. 500). Jede Minute nützt er zur Arbeit[1]). Bei schönem Wetter stehen die Wirtshäuser leer[2]); wenn sich da einer Zeit nimmt, um in die Stadt zu fahren, schaut man ihm nach „wie einem Meerwunder" (III. 1103). In seiner Arbeit läßt sich der Bauer auch nicht durch die aufregendsten Neuigkeiten unterbrechen: erst wird die Arbeit fertig gemacht[3]). Kein Erlebnis kann ihn davon ablenken[4]). Selbst die letzten Tage vor der Hochzeit vermögen den jungen Bauern nicht aus dem gewohnten Arbeitsgeleise zu bringen. „Die Tage verstreichen ohne Aufregung und ohne bemerkenswertes Ereignis. Sie brachten nichts als rechtschaffne Arbeit. ... Jeden Abend setzt sich der Bräutigam steinmüd auf die Ofenbank und dachte nicht an Emerenzia Salvermoser, sondern daran, was am nächsten Tage zu schaffen sei" (III. 82).

---

42) III. 34, 1005, 1201; IV. 465 usw.
43) II. 102, 878; III. 457, 587 usw.
44) II. 718 und III. 40, 41, 42.
45) III. 484, 592; IV. 477.
1) II. 274, ebenso IV. 468; II. 478 und 456; III. 124, 163, bes. III. 487/8.
2) II. 71; III. 332, 574, 1104.
3) IV. 465 und 930. Ausnahme IV. 304 (Bühenwirksamkeit!)
4) bes. die „Probier" (II. 716 zus. mit 721), III. 78 in Zusammenhang mit dem Vorausgehenden; III. 502.

So ist die Arbeit Mittelpunkt und Inhalt seines Lebens von frühester Kindheit an. Im Bauernleben gibt es kein Rasten[5]) und der Bauer will nicht rasten. Das ist neben manchen anderen Ursachen[6]) ein Hauptgrund, warum er nicht in den Austrag geben will, wo er zum „Faulenzen" verdammt ist[7]). Wenn er nicht mehr arbeiten kann, betrachtet er sich als überflüssig. Er „schätzt das Glück eines beschaulichen Alters nicht". Wenn man zu nichts mehr nütze ist, soll man sterben (I. 645). Und diese „wahrhaftige Moral" ist stark genug, um selbst das Sterben leicht zu machen (ebd.). Sie besitzt also die Kraft, die — nach Thomas Meinung — „keiner Religion innewohnt". Darum liegt keine Angst und Qual im Sterben des Bauern, nur Müdigkeit nach langer, lebenslanger Arbeit (III. 123). „I hab allawei gern g'arbet, es is mir it leicht an Arbet z'viel g'wen" (III. 12)[8]). Dieses tröstliche Bewußtsein läßt die Bäuerin ruhig vor den ewigen Richter treten. Der Bauer fühlt es, wenn es mit ihm zu Ende geht, er will sich darüber nicht hinwegtäuschen[9]). Seine schlichte Ergebenheit kennt keine Klage. Thoma wußte „nichts so Rührendes, nichts so Großes wie die Ruhe, mit der diese Menschen sterben, Männer wie Weiber. Sie fügen sich dem Naturgesetze als etwas Selbstverständlichem, ohne Wehleidigkeit. Weil die Hände rasten müssen, ist es Zeit zu gehen" (I. 645). Ruhig, nüchtern ordnen sie die letzten Dinge und kümmern sich eingehend um ihr Begräbnis (II. 105). „Dies soll ihn (den Bauern) auch nach dem Tode noch als richtigen Wirtschafter zeigen und als Menschen, der seine Arbeit getan hat" (III. 645); denn dies erscheint ihm als erste und oberste Forderung, die an einen Menschen zu richten ist.

Von den Oberländer Bauern erzählt Thoma: „Wenn eines Mannes gedacht wurde, der in vergangenen Tagen im Dorfe gehaust hatte, handelte es sich fast immer um ein lustiges Wort oder einen treffenden Spaß, den man ihm zuschrieb, zuweilen um Kraftproben oder Verwegenheiten, selten oder nie um Auszeichnung im arbeitsamen Leben" (IV. 894)[10]). Einen Bürgermeister und Bauern des Dachauer Bezirkes aber läßt er

---

5) III. 122, 341.
6) siehe oben S. 45/6.
7) III. 473, 401, 559.
Miaskowski („Das Erbrecht und die Grundeigentumsverteilung im deutschen Reich") weiß nur von Bayern, daß die Eltern mit der Übergabe des Gutes so lang wie möglich zögern, sonst hört er meist Klagen über zu frühe Gutsübergabe.
8) ebenso IV. 295.
9) II. 104; III. 126; IV. 294 auch III. 1073.
10) dazu als Begründung IV. 892: es sind keine „hartschaffenden Leute."

von seinem gefallenen Dorfgenossen und Verwandten als Inbegriff von dessen Leben schreiben: „er war ein rechtschaffener Mann, der gut gehaust hat“ (IV. 934). Ähnlich wird von einer Bäuerin bei ihrem Leichenmahl gerühmt: „Um d' Kathi is schad; dös behaupt' i, weil 's wahr is, und koa besserne Hauserin is weit umadum net g'wes'n“ (III. 397)[11]. So selten Thoma sonst zwischen dem Dachauer Bauern und dem Oberländer Bauern unterscheidet[12], so klar und eindeutig zeigt sich hier eine grundlegende Trennung: die etwas leichte Art unserer Bergbauern (IV. 892) und die Schwerblütigkeit des Dachauer Schlages, dem die Arbeit das A und O des Lebens ist. Er nennt einen sittlich hochwertigen Menschen einen „richtigen Menschen“[13] und meint damit immer einen, der in erster Linie arbeiten will und seine Arbeit auch versteht.

So erkennt und preist Thoma vor allem den hohen sittlichen Wert der bäuerlichen Arbeit. Sie ist wichtigste Forderung der Bauernmoral und beeinflußt besonders durch ihre innige Hofbezogenheit auch alle anderen Ansprüche der Sittlichkeit. „Seine Sittlichkeit, seine Auffassung von Pflichten und Rechten und von Ehre gehen aus einem hervor und führen auf eines zurück: auf Arbeit“ (I. 644). Ihre Mittelpunktstellung zeigt sich darin, „wie sie alle Empfindungen leitet, wie sie die Abschätzung aller Geschehnisse, wie sie Eltern- und Kindesliebe und alle Beziehungen der Menschen zueinander bestimmt, wie alle Würde in ihr ruht, und wie sie das Rechtsgefühl lenkt“ (I. 645). Es war darum unmöglich, vom Gemeinschaftsleben des Bauern in Familie und Dorf zu sprechen[14], ohne die Bezogenheit auf Arbeit und Hof zu zeigen, es war unmöglich, von seiner Eheschließung zu erzählen[15], ohne den leitenden Gedanken aufzuweisen, der in Hof und Arbeit gründet; ebenso unmöglich ist es, das Rechtsgefühl des Bauern darzustellen, ohne die Grundlage desselben zu erhellen: und wieder ist diese, gemäß Thomas Behauptung, die Arbeit und der Hof.

Arbeit und Hof stellen den Nützlichkeitsstandpunkt als Leiter und obersten Grundsatz des bäuerlichen Rechtsempfindens auf. Was dem Hofe nützt, das ist erlaubt. Den Hof fördert jeder Gewinn, den sein Be-

11) ebenso IV. 322.

12) Er betont außer dem hier gezeigten Gegensatz nur noch den Unterschied im Aussehen, vgl. oben S. 24 ff.

13) II. 106, 188, 1155; IV. 322, 355, 474/5 usw.

14) siehe oben S. 40 ff und 47 ff.

15) siehe Gattenwahl S. 57 ff.

sitzer erzielt. Wenn ein Bauer zu diesem Zweck seinen lieben Mitmenschen „ausschmiert", so empfindet er das durchaus nicht als Unrecht, sondern freut sich an dem Sieg seiner Schlauheit über die Dummheit eines anderen[16]). Der Dachauer Bauer ist schlau. Jederzeit hat er schnell eine Ausrede zur Hand und um eine Lüge ist er nie verlegen[17]). Er horcht gern den anderen aus, ohne sich selbst zu verraten; aber der andere hört ihn meist doch schon von weitem gehen, wenn er auch noch so leise auftritt; nur läßt er sich nichts anmerken, verzieht keine Miene, höchstens, daß ein „Blinzeln" oder hinterher „ein verschmitztes Lächeln" verrät, daß er mehr gesehen hat und weiß, als der andere ahnt[18]). Trotz all dieser Schlauheit und Hintersinnigkeit ist der Bauer kein „Spitzbub", was zu Thomas Zeiten „die Summe stadtbürgerlicher Meinungen" (I. 258) über ihn war. Seine derbe Natürlichkeit kennt nicht die abgefeimten Schliche und wohlüberlegten Winkelzüge, die das Gehirn eines durchtriebenen Stadtmenschen ersinnt und ausbrütet. Seine Mittel und Ausreden sind, besonders wenn er außerhalb seines bäuerlichen Kreises, vor Gericht z. B., steht, oft so plump und handgreiflich, daß sie ein in solchen Dingen besser Geschulter leicht durchschaut[19]).

Da er immer nur von seinem, bezw. seines Hofes Vorteil ausgeht, setzt er denselben Nützlichkeitsstandpunkt auch bei allen anderen Menschen voraus und begegnet ihnen darum mit äußerstem Mißtrauen. Er führt fast jeden guten Rat und jede Tat eines anderen auf einen selbstsüchtigen Beweggrund zurück[20]). Daraus erklärt sich sein vorsichtiges Wesen. Dieses macht z. B. auch den Kampf zwischen den Austräglern und Erbfolgern bei der Verbriefung der Übergabe so hartnäckig[21]): um jedes Stück, auch das unbedeutendste, wird gefeilscht. Die Bestimmung, „die Alten sollen die gleiche Kost wie die Jungen haben", erscheint ersteren zu ungenau. „Mi woas nia, was amal werd. Es san scho de bescht'n Freund ausanand kemma" (III. 59), und sie finden es ganz am Platz und recht lobenswert, daß die Jungen herunterzuhandeln suchen und sind zufrieden damit; denn „wer leicht was vaspricht, dem is mit 'm Halt'n net ernscht" (III.

---

16) I. 725; II. 21, 97; IV. 241/2.
17) III. 18, 23, 561, 1000, 1131, 1158 u. ö.
18) III. 125, 428, 987, 1010, 1166, 1227; IV. 496.
19) z. B. „Der Hofbauer" II. 25 ff., ebenso III. 806/7: hier mehr eine Satire auf den dummpfiffigen Bauern; III. 1134 ff., 1189 ff., 1206/7.
20) II. 112/3; III. 249, 1053, 1081.
21) II. 719/20 und III. 55—61.

560). Der Bauer ist viel zu vorsichtig, als daß er zu übereilten Versprechungen neigte: „Ko sei, aba hoaß'n tua'r i nix g'wiß"[22]), dahin lauten gewöhnlich seine Zusagen. Bei wichtigen Entscheidungen holt er sich vorher genaueste Auskunft ein und verschafft sich möglichst große Gewißheit[23]). Die größte Sicherheit glaubt er in all dem zu finden, was schriftlich festgelegt ist[24]), und nur das Geschriebene hat für ihn Gültigkeit. Er fühlt sich auch nur zu dem verpflichtet, was der andere schriftlich „aufweisen" kann (III. 98). „Wos ma beim Notari schreibt, dös gilt; dös ander is bloß g'red't" (III. 524). Nur beim Kauf gilt der Handschlag als Ersatz für den schriftlichen Vertrag[25]).

Neben dem Nützlichkeitsgedanken beherrscht das bäuerliche Rechtsgefühl noch eine anderer: der Vergeltungsgedanke. Wenn ihm jemand eine Wohltat erweist, soll er es nicht umsonst getan haben. Er dankt es ihm meist nicht mit leeren Worten, sondern durch eine Gegenleistung[26]). Was Weigert einmal vom Bauerntum im allgemeinen sagt, das trifft auf den Dachauer Bauern im besonderen zu: „Zum Schenken gehören zwei ..., einer, der schenkt, und einer, der wieder schenkt"[27]). Wie er das Gute vergilt, so vergißt er auch zugefügten Schaden nicht und zahlt ihn mit gleicher Münze zurück. Einen verlorenen Prozeß z. B. trägt er lange nach[28]). Es gehört zu einem richtigen Menschen, das er keinem „was schuldig bleibt", d. h. — im engeren Sinn — vor allem seine Geldschulden begleicht[29]).

Der Bauer verlangt „gleiches Recht für alle und ist sehr empfindlich gegen Unrecht"[30]). Dieses oft starre bäuerliche Rechtsgefühl beherrscht vor allem Thomas' „Vöst". Er wendet sich an den Pfarrer, das Bezirksamt, Amtsgericht, an den Advokaten und an das Ordinariat, um sein Recht zu bekommen; dies und nichts anderes will er erreichen: „Bal i koa Recht it finden ko, is trauri, koa G'nad mag i net" (III. 294).

Sein Recht sucht der Bauer vor dem Gericht zu erlangen und ist im allgemeinen von dieser Möglichkeit fest überzeugt. Darum gilt für

22) III. 504, ähnlich 551, 985, 1010.
23) II. 121; III. 38, 74/5, vgl. auch die Gattenwahl.
24) II. 123; III. 197.
25) III. 15, 215, 426, 554, 985.
26) I. 128; III. 409, 418, 480/1; III. 545, 549.
27) J. Weigert: „Rel. Volkskunde: Ein Versuch" S. 78.
28) II. 19, 699, 1010/11; IV. 324.
29) II. 106; III. 1047; IV. 39 (zus. mit 40 und 45), 317.
30) Br. S. 151, dazu II. 698.

ihn das Gericht als eine Autorität. „Wo steht dös"[31]), „daß du des sag'n derfst": Diese Frage hält er seinem Beleidiger entgegen. Und die Drohung, daß er seinem Gegner „g'richtsmaßi" komme, oder es „advikatisch" mache, ist immer äußerst wirksam[32]), wenn sie auch verhältnismäßig nur selten in die Tat umgesetzt wird, denn der Bauer hat Angst vor dem Gericht[33]). Daß ein Prozeß das Ansehen des Bauern erhöhe (II. 24) und er darum keine Ausgabe dafür scheue (II. 20), erwähnt Thoma nur einmal in den lustigen Erzählungen des „Agricola". Von der sprichwörtlichen Prozeßsucht des Bauern (III. 131) merkte Thoma nichts mehr[34]). Die Grundstreitigkeiten sind fast verschwunden (I. 131). Die häufigsten Anklagen erfolgen wegen Körperverletzung[35]), Nichtanerkennung der Vaterschaft (III. 346/7) und Verweigerung des Schmuserlohnes (III. 46). Ist auch die hartnäckige Prozeßwut geschwunden, die Freude der Bauern am Zuhören bei Gerichtsverhandlungen ist geblieben[36]). Diesen „zulosen" bedeutet ein Hauptvergnügen der Austrägler. Der Bauer verbindet dabei das Unterhaltende mit dem Nützlichen und achtet genau darauf, welcher Rechtsanwalt im gegebenen Fall wohl seine Sache am schärfsten vertreten könnte.

4. Arbeit als Wertmaßstab.

Die Arbeit bildet dem Bauern „Inhalt des Lebens und an ihr mißt er den Wert aller Dinge und Menschen" (I. 644). Soviel ein Mensch arbeiten kann, soviel ist er wert. Da die Arbeit als solche sich aber nicht leicht übersehbar darbietet, gebraucht der Bauer zur Einschätzung eines Menschen das Ergebnis, den Erfolg seiner Arbeit, nämlich die Größe und das Gedeihen seines Besitzes. Nach seinem Hof wird der Bauer darum eingeschätzt. Dieser Maßstab ist nicht so eng und äußerlich, wie es auf den ersten Blick hin vielleicht scheinen mag; denn nur ein „richtiger" Bauer kann seinen Hof gut regieren und ein „richtiger Bauer" ist auch ein „richtiger Mensch", da ihm die Arbeit Würde verleiht[1]). „Wer

31) II. 698 und IV. 45; auch III. 1169; ähnlich III. 251 und 337.
32) II. 66; III 1011, 1047, 1169; IV. 45 u. ö.
33) II. 1012; III. 193.
34) Wenn er im „Eigentumsfanatiker" II. 17 ff. bes. 18 das Gegenteil darstellt, so ist das eine humorvolle Übertreibung, die im Einzelfall noch wahr sein könnte.
35) II. 34 ff.; II. 807 (die Bestimmungen hierüber erscheinen ihm als die wichtigsten des Strafgesetzbuches II. 804).
36) I. 131; II. 18, 23/4, 1014/5; III. 50, 461.
1) vgl. das Ansehen des Lukas (III. 1045, 1048) mit der geringen Achtung, die der Ruepp genießt (III. 1045 ff. und 1168), obwohl dessen Hof sicher nicht kleiner ist.

sechs Roß im Stall stehen hat, ist ein Bauer und sitzt im Wirtshaus beim Bürgermeister und beim Ausschuß. Wenn er das Maul auftut, ..., gibt man acht auf ihn, und die kleinen Leute erzählen noch am anderen Tag, daß gestern der Harlanger ... einmal richtig seine Meinung gesagt hat. Wer fünf Roß und weniger hat, ist ein Gütler und schimpft auch. Aber es hat nicht das Gewicht und ist nicht wert, daß man es weitergibt. Wer aber kein Roß hat, und seinen Pflug mit ein paar mageren Ochsen ziehen läßt, der ist ein Häusler und muß das Maul halten. ... Seine Meinung ist für das nichts, und kein richtiger Bauernmensch paßt auf den Fretter auf" (II. 109)[2]). Getrennt von den Gütlern und Häuslern sitzen die Bauern im Wirtshaus auf dem Ehrenplatz am Ofentisch[3]). Der Stolz auf ihren Besitz ruft in ihnen ein ganz beträchtliches Selbstgefühl wach, das sich dem Städter gegenüber als Standesbewußtsein äußert.

Thoma sieht „wahre Größe" darin, wie der Bauer „nur die Nützlichkeit des Daseins schätzt" (I. 129). Neidlos gibt er zu, daß die Städter gelehrter seien, mehr wissen[4]), aber er achtet sie deshalb durchaus nicht höher; denn Nützlicheres weiß er, und das gibt den Ausschlag. Er fühlt seine reife praktische Erfahrung jedem theoretischen Wissen weit überlegen[5]) und prunkt gern mit seinen landwirtschaftlichen Kenntnissen[6]). Nur die körperliche Arbeit gilt; er verachtet deswegen die geistige nicht, sie geht ihn einfach nichts an[7]). Für Volkskunde mangelt ihm jegliches Verständnis; in ihm ist das Gut ja noch lebendig, warum es sammeln? „A so a spinnate Arbet muaß net glei wieder geb'n" (II. 337), das ist die Anschauung einer Bäuerin über Volkskunde im allgemeinen und über das Volksliedsammeln im besonderen. Nur was Nutzen bringt, ist wertvoll. Darum kennt er unter allen Wissenschaften nur die des Arztes, Tierarztes und des Pfarrers als sinnvoll an[8]).

Daß einer mehr lernen müsse als er braucht, das glaubt der Bauer nicht, oder hält es für Torheit (III. 112). Sog. Bildung spielt im Bauernleben keine Rolle. Die Bedeutung der Schule tritt ganz zurück: Der Bauer lernt nur, was ihm in seiner landwirtschaftlichen Arbeit nützt,

2) dazu auch II. 24.
3) III. 140, 533, 537, 1108, 1197.
4) III. 161/2; IV. 22, 251.
5) IV. 25, 237 ff., 247.
6) II. 717; III. 41 und 42, 401, 493, 1033.
7) II. 113; III. 1055/6, 1066.
8) Vgl. II. 910 ff., hier zwar satirisch, aber in dem Grundgedanken mit Ausnahme von allem, was sich auf Religion bezieht, allgemein und echt bäuerlich.

was unerläßlich ist: schreiben, lesen und rechnen. Die Bauern Thomas schreiben sehr wenig und unbeholfen[9]). Ob das Wort richtig oder falsch geschrieben ist, hat keinen Einfluß auf den Nutzen, darum ist die Rechtschreibung von untergeordneter Bedeutung und Thoma nützt diese Schwäche oft übertreibend zu seiner und anderer Belustigung aus[10]). Das Lesen verursacht dem Bauern erhebliche Schwierigkeiten: er braucht immer eine Brille dazu und muß mit dem Finger die einzelnen Zeilen nachfahren[11]). Die Tagesarbeit läßt weder Zeit noch Interesse frei zum Zeitunglesen[12]). Kommt es wirklich einmal vor, daß er an langen Feiertagen im Winter ein Buch zur Hand nimmt, so schaut er einen Kalender an[13]) oder er besucht ein rührendes Theaterstück, von einem Verein im Wirtshaus aufgeführt (II. 1028). Wenn aus der Welt der „höheren" Kultur etwas an ihn herangetragen wird, so kann es kaum gespreizt genug sein; nie liest er z. B. Dialekterzählungen oder Geschichten, die sein eigenes Leben behandeln. Thoma wußte, daß die Bauern seine Bücher nicht gerne lesen. „Die lieben geschwollenes Hochdeutsch, Genoveva, Rittergeschichten usw." (Br. S. 241)[14]). Eine höhere Bildungsstufe erstreben sie nicht. Wenn ein Bauernbub studiert, geht die Anregung dazu, nach Thomas Darstellung, nie von ihm selbst aus, er wird immer von anderen dazu bestimmt[15]). Diesem mehr oder minder starken Zwang fügt er sich gleichgültig. Oft kommt er auch nicht weit; denn obgleich er nicht dumm ist, hat er doch „keinen guten Kopf zum Lernen"[16]) und vor allem selten Freude dazu (ebd.).

Auch die Natur betrachtet der Bauer mit ganz anderen Augen als der Städter. Er bewertet nicht ihre Schönheit, sondern sieht sie auf ihre Tauglichkeit hin an. Ist er von seiner heimatlichen Scholle getrennt, so sehnt er sich nach ihr zurück, aber nicht nach ihrer Schönheit, sondern nach

---

9) II. 335/6; III. 210, 544, 1000, 1130.
10) II. 45, 95, 122/3; III. 129/30 u. bes. die „Filserbriefe".
11) II. 22, 34; III. 38, 185.
12) IV. 468, 924.
13) III. 210 und 544.
14) Obwohl viele Bauern Thoma kennen und stolz darauf sind, daß er ein berühmter Schriftsteller ist, habe ich noch keinen angetroffen, der auch nur etwas von ihm gelesen hätte. Der Grund dazu ist der oben angegebene und nicht, wie Hofmiller (in den Süddeutschchen Monatsheften 1911/12 S. 548) meinte, die kühle Beobachtung, die die Bauern vielleicht herausspürten.
15) II. 111; III. 218 und III. 1057 (= 1066, 1075, 1164, 1181).
16) III. 111, 1182.

der Möglichkeit, in ihr zu arbeiten (III. 392); denn Arbeit und Natur sind beim Bauern eins. Er sieht darum nicht den Reiz der Unberührtheit in ihr, sondern beobachtet, wie die Saat keimt und freut sich auf die Ernte[17]); er liebt in ihr den Einkommen schaffenden Wert. Mit dem Interesse für Tiere und Pflanzen verbindet sich aus ebenso praktischen Gesichtspunkten sein scharfer Blick fürs Wetter, der mit eine Voraussetzung ist für die zahlreichen Wetter- und Wachstumsregeln[18]). Und doch ist ihm die Natur nicht nur „geldschaffender Wert"[19]). Seine Arbeit verankert ihn so fest und tief in ihr, daß sein Leben in ihr aufgeht, mit ihr nach der Winterruhe im Frühling zu neuer Lebens- und Arbeitslust erwacht[20]).

Die Arbeit bindet den Bauern an das Dorf. Wenn dieses die Weite des bäuerlichen Gesichtskreises umgrenzt, so ist wiederum die Arbeit, — hier allerdings nur mittelbar — das bestimmende Element. Der Bauer kommt verhältnismäßig selten über das Dorf und dessen nächste Umgebung hinaus[21]). Es dringt auch nur spärliche Nachricht von außen in diesen weltverlorenen Fleck: nur selten bringt der Briefbote ein amtliches Schreiben[22]), noch seltener der Botenseppl einen Privatbrief (II. 17) und jeder Fremde erregt gebührendes Aufsehen[23]). Aber dieses Dorf ist des Bauern ganze Welt. „Wünsche und Hoffnungen, Freud und Leid sind in den engen Raum gebannt; da spielen sie als Kinder und wachsen heran, da kämpfen sie mit der Sorge und werden alt" (II. 12)[24]). Der Bauer hat auch gar nicht den Drang, die Welt außerhalb seiner Gemeinde kennen zu lernen. Was ihm nicht durch diese engste Heimat vertraut ist, alles, was ihn fremd anmutet, lehnt er ab; so findet er z. B. fremden Dialekt (III. 1022) und fremde Tracht (III. 1001) lächerlich, da er sich nicht in andersartige Verhältnisse hineinversetzen kann. So durchsichtig und einfach diese in seinem Dorfe liegen, so klar und unkompliziert stellt er sich das Leben in der großen Welt vor; denn seine Gemeinde ist ihm Kommentar dafür[25]).

---

17) II. 280; III. 348, 419; auch II. 289.
18) III. 13, 246, 325, 473, 518; IV. 929 u. ö.
19) J. Weigert: „Des Volkes Denken und Reden" S. 46.
20) Ludwig Thoma: „März" 1908, Heft 5, S. 474; III. 589; IV. 500.
21) III. 20, 597, 1014; IV. 483.
22) II. 22, 350; III. 1202.
23) II. 17, 1088.
24) ebenso III. 656.
25) III. 293 und 1169 (kirchliche Organisation); II. 112/3 und III. 1055/6 (Schulwesen); IV. 489 (Verhältnis der Völker zueinander).

Die Arbeit macht den Bauern zu einem nüchternen Tatsachenmenschen, einem Wirklichkeitsmenschen, der über das Nächstliegende nicht hinausschaut. Für ihn besteht nur das Reale. Mit Ideen, Abstraktionen und wortseligen Gefühlen hat seine Arbeit nichts zu tun; sie sind ihm darum unbekannt. Der Punkt, um den alle seine Gedanken kreisen, ist der Hof, die Arbeit; denn allein darin liegen für ihn wirkliche Werte. Wenn der Bauer sich mit jemandem unterhält, so spricht er über seine Roß, Küh und Kaibln, über Getreide- und Viehpreise, Ernteaussichten, und über seine Arbeit. Erst wenn dies hinreichend erörtert ist, kommt das Allgemeine zur Sprache, was aber immer noch höchst naheliegend ist, nämlich[26]: Dienstboten, Familienereignisse, Vorfälle im Dorfleben und höchstens noch vereinzelt die Politik. Wenn er von einem bedeutenden Ereignis aus früheren Jahren berichtet, so weiß er genau, wie damals die Ernte stand; und er läßt dies nie unerwähnt, da er ja alles im Rahmen seines ländlichen Jahres sieht[27]. Weil des Bauern Geist sich ausschließlich dem Nächstliegenden zuwendet, erkennt er nur das als wertvoll an, was im jeweiligen Augenblick ihm nützt. Diese Enge seines Blickfeldes ist neben dem Festhalten am Althergebrachten[28], der Grund, warum er sich auch fortschrittlichen Neuerungen widersetzt.

Arbeit, Arbeit und wieder Arbeit. Sie beherrscht das ganze Leben des Bauern, sie bildet die oberste Forderung seiner Sittlichkeit, sie bestimmt sein Fühlen und leitet sein Denken. Von hier aus sind Thomas Bauern zu verstehen. „Gewiß liegt Härte darin, gewiß scheidet vieles aus, was das Leben veredelt, aber niemand hat das Recht, darüber verächtlich zu urteilen, denn es liegt Größe in dieser unbedingten Hingabe an die Arbeit" (I. 644).

IV. Religion.

Der Bauer lebt ganz auf dem Boden der Wirklichkeit und doch ist gerade er mehr wie der Durchschnittsmensch jedes anderen Standes an das Übernatürliche gebunden. Die Arbeit bannt sein Leben, Sorgen und Denken in den engen Kreis des Nächstliegenden, Tatsächlichen; diese selbe Arbeit weist ihn aber auch notwendig auf eine höhere Macht hin, die

26) II. 24, 32; III. 25, 35 und 36, 54, 129, 401, 428, 535, 636 usw.
27) II. 273; IV. 468, 923, 932 und 933.
28) bes. IV. 22; vgl. dazu das über den Konservatismus Bemerkte oben S. 39 f.

seiner Arbeit erst Gedeihen gibt. Ein Arbeiter hat das Gelingen seines Werkes ziemlich in der Hand; der Bauer kann die Fruchtbarkeit seines Ackers steigern und den Samen in dessen Schoß legen; aber ob reiche Ernte oder Mißwachs seine Arbeit lohnt, hängt nicht von seiner Kraft ab. Darum ist der Bauer religiös und L'Houet bezeichnet das Bauerntum mit Recht als entschieden religiösesten Stand von Deutschland[1]). Obwohl Thoma die Wirkung der Arbeit auf Sittlichkeit, Charakter und Leben des Bauern nach allen Seiten hin beleuchtet, betont er nirgends ihren Einfluß auf die Religion des Bauern. Überhaupt ist die Religion des Dachauer Bauern ein Gebiet, das Thoma bloß durch Streiflichter, stellenweise zwar tief, aber eben nur gelegentlich erhellt.

1. Äußerung des religiösen Lebens.

Beim Dachauer Bauern ist Religion noch Sitte[2]). Als solche vererbt sie sich von Geschlecht zu Geschlecht. Der Bauer besitzt also Religion von der Wiege an. Er sucht oder prüft sie nicht erst, er denkt nicht darüber nach, er hat sie. Darum sind unter den Bauern Glaubenszweifler verhältnismäßig selten; Thoma zeigt deren nur zwei[3]). Ein Bauer, der die Bibel liest, stellt eine solche Seltenheit dar, daß man ihm geheimes Wissen zuschreibt[4]). Da die Religion Sitte ist, bedeutet sie für den Bauern eine unbedingte Notwendigkeit. Als der Schuller sich von ihr lossagte, da war sein Hauswesen „fortan nicht mehr geachtet. Alle bösen Mäuler im Dorf konnten es lästern; und die richtigen Leute mußten es meiden" (III. 297). Sogar seine Frau fühlte sich dadurch aller Ehrbarkeit entblößt (III. 296/7). In der Gemeinde und im eigenen Hause minderte sich sein Ansehen, sodaß ihm alle treuen Dienstboten auffsagten (III. 303). Und der neue Knecht wagte es, ihm den Vorwurf zu machen: „Du bist ja gar koa Christ! Du bist ja gar neamd" (III. 306). Ein unchristlicher Bauer zählt also nicht als vollwertiger Mensch.

Wer ist nun ein Christ in den Augen des Dachauer Bauern? Einer, der in die Kirche geht und an den religiösen Sitten und Festen teil=

1) L'Houet: „Psychologie des Bauerntums", S. 206.

2) Riehl behauptet wohl mit vollem Recht, daß das deutsche Bauerntum überhaupt da erst anhebt, wo Religion noch Sitte ist. („Die Naturgeschichte des Volkes", Bd. II, „Die bürgerliche Gesellschaft" S. 64).

3) Salvermoser in der „Sau" und Vöst III. 160.—63 (Dieser wird letzten Endes nur durch das Unrecht, das ihm durch einen Vertreter der Kirche widerfährt, zum Zweifel getrieben).

4) I. 84. Thoma erzählt dies von einem Bauern aus dem Chiemseer Gebiet.

nimmt[5]). Schließt er sich davon aus, so brandmarkt er sich damit als „Heide", als einer, der den Glauben abgeworfen habe. Darum bittet die Schullerin ihren Bauern, er solle doch in die Messe gehen, „daß ihn die Leute nicht für einen Heiden anschauen dürfen" (III. 296), und sie unterstreicht ihr Ersuchen mit der Begründung: „Du tuast es ja g'rad weg'n de Leut'" (III. 297). Der Bauer faßt also zunächst die Religion als etwas rein Äußerliches auf. Das Christentum besteht für ihn der Hauptsache nach in der Beobachtung der äußeren christlich-religiösen Formen.

Für die Schullerbäuerin „gab es neben der Arbeit nur die kirchlichen Feierlichkeiten. Sie hingen so zusammen mit allen Ereignissen, daß sie ihr notwendig schienen zum Leben" (III. 296). K i r ch l i ch e B r ä u ch e und Landessitten lassen sich im Dachauer Gebiet, wie ähnlich in ganz Bayern, kaum trennen, so sehr dringt das Religiöse in alle Lebensverhältnisse ein. Sie begleiten den Bauern durch das ganze Jahr. In der Adventszeit gehen viele Bauern auch an Werktagen in das Engelamt (III. 245). In der Heiligen Nacht strömen zu mitternächtlicher Stunde aus allen Häusern junge und alte Leute in die festlich beleuchtete Kirche zur Christmette[6]). Am 27. Dezember wird der Johanneswein gesegnet (III. 302), am Vortag des Dreikönigstages Salz und Wasser geweiht (III. 302). Die Bäuerin vermengt beide zu einer breiigen Masse, die sie, getrocknet und erstarrt, mit einem Loch durchbohrt und das Jahr über als Schutzmittel gegen Erkrankung des Viehes aufbewahrt. Der Bauer schreibt am Feste der Erscheinung die Anfangsbuchstaben von den Namen der heiligen Dreikönige an alle Türen des Hauses (III. 476). Den durch Sitten und Bräuche ganz besonders ausgezeichneten Weihnachtskreis schließt der Lichtmeßtag (= 2. Februar) ab mit der Wachsweihe (III. 518), Segnung der Wetterkerze (III. 522) und mit einer feierlichen Lichterprozession (III. 302). Von den übrigen religiösen Sitten im Anschluß an den Ablauf des Jahres erwähnt Thoma nur noch den Blasiussegen (am 3. Februar) (III. 302) und die Speisenweihe an Ostern[7]). Die auch im Dachauer Gebiet allgemein üblichen Wallfahrten erwähnt Thoma nie[8]).

---

5) III. 302, 328.
6) III. 298/99; IV. 487.
7) III. 360 und 380.
8) Im 17. Jahrhundert waren im Dachauer Bezirk kirchliche Umritte und Rennen allgemein üblich am Stephanstag, am Tag der Unschuldigen Kinder, des hl. Sylvester, des hl. Sebastian und am Festtag des hl. Georg. (Monatsschrift des Vereins für Volkskunst und Volkskunde 1929, S. 106 bis 109).

Die religiösen Formen durchziehen auch das tägliche Leben. Vor und nach dem Essen wird ein kurzes Tischgebet gesprochen[9]. Beim Gebetläuten verläßt der Bauer für gewöhnlich das Wirtshaus (III. 1198). Die Eltern erteilen ihren Kindern den Segen zum Abschied[10]. Der Weihwasserkessel fehlt in keiner Bauernstube[11]. Am Sonntag gehen Bauer und Bäuerin zusammen in die Kirche „so war es ... immer gehalten worden ... in jedem rechtschaffenen Hause" (III. 296); sie knien in der Kirche nebeneinander, sind also nicht, wie sonst üblich, streng auf die zwei Seiten oder auf Kirchenschiff und Empore verteilt. Der Besuch des Rosenkranzes bildet für viele Bäuerinnen das Vergnügen und die Erholung des Sonntag Nachmittags[12]. Der religiöse Sinn des Bauern zeigt sich in vielen religiösen Sprüchen, die jetzt allerdings ihre religiöse Bedeutung verloren haben: z. B. „'s Good" und „Pfüad Good" als allgemein übliche Grußformel[13]; „Gseg'n's Gott", wenn man getrunken hat[14] oder „Vergelt's Gott" als Dank[15]. Den religiösen Ursprung davon betont jedoch Thoma nie, wie er ebensowenig den sog. „frommen Sinn" erwähnt, d. h. das Zeichen J.H.S., das man in der Dachauer Bauernkunst so häufig verwendet findet[16].

Wenn alle diese religiösen Sitten und Formen auch nicht das ganze Christentum des Bauern ausmachen, so doch sicher das halbe[17].

Sie haben ihren Ursprung und Lebensboden im Katholizismus. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts bewahrte der Dachauer Bezirk sein r e i n k a t h o l i s c h e s G e p r ä g e[18]. Weil das Katholische in die bäuerliche

---

Heute pflegen in der Bittwoche z. B. die Gemeinden in das jeweilige Nachbardorf zu wallfahrten. Wallfahrtskirchen im Dachauer Gebiet, die auch jetzt noch viel besucht werden, sind: Mariabrunn, Straßbach (zu Ehren der hl. Ottilia; Opfergaben: Augen aus Wachs), Pasenbach (wo alljährlich ein Leonhardi-Ritt abgehalten wird), ferner einige Kapellen: „Geiselwies" (bei Odelzhausen), Maria Birnbaum (bei Sielenbach), Feldkapelle (bei Arnzell). Oft verloben sich die Dachauer Bauern auch nach Hl. Kreuz (Scheyern) und den Hl. Berg Andechs (vgl. dazu II. 96).

9) III. 1147, 1203, 1225; IV. 20, 331, 466.

10) II. 274; IV. 912.

11) siehe oben S. 19.

12) III. 112, 1043.

13) „Gelobt sei Jesus Christus" sagen bei Thoma nur mehr die Viehhändler in ironischer Weise als Gruß (III. 33).

14) III. 432, 469.

15) IV. 476.

16) Zeigt sich besonders deutlich im Dachauer Schloßmuseum.

17) vgl. dazu auch Max Rumpf: „Religiöse Volkskunde" S. 81 und Georg Koch „Die bäuerliche Seele", Eine Einführung in die religiöse Volkskunde S. 157.

18) Scheidl: „Die Bevölkerungsentwicklung des altbayrischen Landgerichtes Dachau im Laufe früherer Jahrhunderte" S. 361.

Sitte einging, ist es so wesenhaft und naturgemäß in Land und Leuten des Dachauer Bezirkes eingewurzelt, ja ein Stück des Volkstums selbst geworden. Thoma fühlte dies tief, sodaß ihm eine protestantische Beerdigung in Mitterndorf (bei Dachau) als „stillos" erschien: „Hierher gehört das Katholische. Es ist nicht wahr, daß so was gleichgültig ist ... Der (katholische) Pfarrer sprach so bäuerlich, unliterarisch, so prächtig naiv, der protestantische roch nach Theater, sprach schöne Worte" (Br. S. 218).

Rein äußerlich zeigt sich die Haltung des Bauern zur katholischen Religion in seiner Einstellung dem Pfarrer gegenüber. Da dieser für den Bauern den Katholizismus schlechthin vertritt, so ist es von entscheidender Wichtigkeit, wie er ihn vertritt. Thoma teilt die Pfarrer scharf in solche nach der „alten" und solche nach der „neuen Schule". Die nach der „neuen Schule", die ihr Amt als politische Angelegenheit betrachten und als solches mißbrauchen, bekämpfte Thoma sein ganzes Leben lang. Soweit der Bauer in ihnen den „Parteimann" sieht und darnach sein Verhalten richtet, seien sie hier ausgeschaltet, wo gezeigt werden soll, wie sich der Bauer zu seinem Pfarrer stellt und nicht zu bestimmten Zeitfragen. Den Pfarrer nach der „alten Schule" zeichnet Thoma — etwas einseitig — als fröhlichen Junggesellen (I. 26), wohlbeleibt, mit Freude an gutem Essen und an einer Prise Schnupftabak, immer freundlich und gütig und nie über natürliches Geschehen empört[19]). Als Hauptaufgabe des Landpfarrers erachtet er es, in den Bauern den „ererbten Sinn für tätiges Leben und ehrbare Sitten wach zu halten" (I. 163).

Der Pfarrer kennt seine Bauern und seine Bauern kennen ihn; denn in dem engen Raum des Dorfes wohnen sie nebeneinander und leben in vertrauten Beziehungen zueinander (III. 254). Der Pfarrer hebt den kleinen Bauernbuben aus der Taufe, erteilt ihm den Religionsunterricht und die Christenlehre, er segnet den Ehebund von Bauer und Bäuerin, ist ehrengeachteter Gast bei dem Hochzeitsmahl und tauft dann ihre Kinder wieder. Der Bauer sucht bei ihm Trost (III. 254), besonders die Bäuerin klagt ihm ihr Leid und bittet ihn vertrauend um Rat[20]). Stets aber

---

In der Gegend von Jetzendorf sind aber seit dem 17. Jahrhundert ein paar rein protestantische Gemeinden, aus der Pfalz ausgewanderte Protestanten, die sich bis vor ungefähr 30 Jahren ihre rheinpfälzische Stammeseigenart und protestantischen Glauben bewahrten, ohne im Gegensatz zu den katholischen Bewohnern des Dachauer Bezirkes zu leben.

19) I. 163; III. 18 ff.; III. 70 ff. zus. mit 87; 557—9, 1119 ff. und 1180 ff.

20) III. 1119—22, 1210 zus. mit 1232; IV. 301 ff. auch III. 203.

wahren die Bauern den Abstand zu ihm und begegnen ihm mit Achtung, ja bisweilen mit Ehrfurcht (III. 126). Solange er beim Hochzeitsmahl unter ihnen weilt, bleibt am Ehrentisch die Unterhaltung zurückhaltend; alles lacht „respektvoll“ über die Späße des Herrn Pfarrer[21]). Sein Wort gilt im ganzen Dorf[22]) und seine Predigt wird hinterher eifrig besprochen[23]). In Gemeinde- und Wirtschaftsangelegenheiten darf aber der Pfarrer nicht dreinreden (I. 131).

Ganz besonders stolz ist der Bauer, wenn einer seiner Söhne „studiert“, d. h. Pfarrer wird[24]). Er sonnt sich vom ersten Schuljahr des auserwählten Knaben an in der künftigen Herrlichkeit seines Sohnes und genießt schon lange vorher die Freuden der Primizfeier. Diese steht im festlichen Gepräge noch über der Hochzeit und das ganze Dorf setzt seinen Stolz darein, sie würdig zu begehen (II. 124 ff.). Von weit her strömen die Leute zusammen, denn ein Primiziantensegen ist, – einem alten Sprichwort gemäß – wert, daß man dafür ein Paar Schuhsohlen durchläuft (II. 125).

Wie tief die katholische Religion die bäuerliche Moral beeinflußt, hat Thoma nicht aufgezeigt. Sicherlich aber bestimmt sie diese so weit, als sie ein Teil der Sitte geworden ist; wo aber Sitte und Religion auseinander gehen, da folgt der Bauer der ersteren[25]). Nur in ganz vereinzelten Fällen betont Thoma die religiöse Grundlage im Handeln des Bauern. So weist der Wittiber seinen Sohn ausdrücklich auf das vierte Gebot hin[26]) und die gutmütige Rueppin kann nichts dazu bewegen, einen Meineid zu schwören, weil sie unter keinen Umständen ihre „Seligkeit verschwör'n will“[27]).

2. Religiöses Innenleben.

Da die Religion in erster Linie Sitte ist, steht die Gefahr der Veräußerlichung nahe. Tatsächlich scheint sich bei manchen Bauern das religiöse Leben in der treuen Beobachtung der äußeren religiösen Formen zu

21) III. 87, 558.
22) I. 163; III. 203.
23) II. 17; III. 399.
24) II. 115; III. 218, 1049.
25) Siehe z. B. Verkehr der unverheirateten jungen Leute, Fluchen, Nützlichkeitsstandpunkt.
26) III. 582, ähnlich 191.
27) III. 1206, 1210, 1233.

erschöpfen. Ist diese auch ein wesentlicher, ja unbestritten der wichtigste Zug der Bauernreligion, so verdrängt sie aber doch nicht alles religiöse Innenleben. In Thomas Darstellung tritt dieses allerdings so stark zurück, daß es nur durch eine Zusammenschau aller seiner Werke mehr erfühlt als bewiesen werden kann.

Den ihm fremden Stoff von Bibel und Legende übersetzt der Bauer in seine Vorstellungswelt, so wie sie ihm aus dem Alltagsleben vertraut ist und durchdringt ihn mit seinem bäuerlichen Wesen.

Die alte Magd erzählt ihrem kleinen Schützling Märchen, natürlich Bauernmärchen (III. 1089). Aber diese „handeln nicht von verwunschenen Prinzen und erlösten Prinzeßlein, sondern von den Wundern, die die Heiligen gewirkt haben und immer noch wirken." Die katholische Legende ist es also, welche die Phantasie des Bauern beschäftigt. Die Wunder erscheinen ihm als unbestrittene Tatsachen, und er malt sie ganz natürlich und real aus. Die Heiligen sind Menschen, Bauern, wie er auch: derb, fröhlich, mit guten und schlechten Eigenschaften. Wenn Thoma das Wunder der Christnacht erzählt in seiner „Weihnachtslegende" (I. 351 ff.), dann zeichnet er es so, wie sich's ein Bauer ausmalt, und wie es auch der Dachauer Bauer alljährlich in der Weihnachtskrippe dinghaft darstellt (III. 300/1): in einer deutschen Landschaft steht „ein richtiger, ordentlicher Stall, wie man sie hierzulande hat", der Ochse ist von echtem Pinzgauer Schlag. Die Jungfrau sitzt auf einem umgestülpten Schubkarren und hält „zärtlich blickend, das Kindlein im Schoß". Dieselbe Sinnenhaftigkeit, Phantasiekraft und Gefühlsinnigkeit, die in Thomas „Heiliger Nacht" lebendig ist, kennzeichnet wohl auch das tiefste religiöse Empfinden des Bauern, das dieser aber stets in innerer Schamhaftigkeit scheu verbirgt. Wie sich der Bauer mit dem Dogmatischen der katholischen Lehre auseinandersetzt, davon erfahren wir bei Thoma nichts. Er zeigt nicht, wie z. B. die Vorstellung von der Dreifaltigkeit, von Christus und vom Heiligen Geist hinter der allgemeinen Gottesvorstellung zurücktritt, wie der Bauer überhaupt das rein Geistige der katholischen Lehre stark vereinfacht und vergröbert. Er erwähnt nie den ausgedehnten Marien- und Allerseelenkult und schildert uns keinen betenden Bauern.

Auch die andere Wurzel der bäuerlichen Religion, die in dem urbäuerlichen Wesen selbst gründet, läßt er uns nur bisweilen sehen, sodaß es unmöglich ist, all ihre feinen Verästelungen zu verfolgen. Nur ein paar Züge treten deutlicher hervor.

Bezeichnend für das religiöse Leben des Dachauer Bauern ist, daß er nicht viel Zeit darauf verwenden kann; es darf der Arbeit dadurch keine kostbare Stunde entzogen werden. Erst im Austrag kann er sich mit Muße den religiösen Übungen hingeben und er freut sich schon lange vorher darauf, dann endlich genügend Freizeit zu haben zum Besuch von Frühmessen und Rosenkränzen[1]). Sein ganzes Leben kennzeichnet eine ausgesprochene Diesseitseinstellung, nicht in der Bedeutung des Materialismus, sondern in dem Sinn einer gewissermaßen religiösen Diesseitsbejahung. Diese offenbart sich vor allem in der Verehrung des Bodens (IV. 474), in der „bäuerlichen Ehrfurcht vor dem Brot" (IV. 901) und dem heiter würdigen Ernst der Erntezeit, der in diesen arbeitsfrohen Wochen lautes Juchzen und Schreien als „U'furm" empfindet (IV. 470). Auch das Jenseits scheidet sich in der Vorstellung des Bauern nicht wesentlich vom Diesseits (II. 105); es ist ein rechtes Bauernjenseits. Der sterbende Bauer hofft, daß sie dort „einen rechtschaffenen Wachstum haben und Arbeit für ein paar starke Hände" (II. 105).

In der Welt des Religiösen gelten nach seiner Anschauung dieselben Grundsätze wie in seinem Alltagsleben: die Forderung von Leistung und Gegenleistung herrscht dort wie hier. Er handelt darum mit den Heiligen: nur wenn sie seiner Bitte willfahren, lohnt er ihre Hilfe durch ein Opfer (II. 95). In demselben Dienst-Lohn-Verhältnis steht er auch zu seinem Gott. Der Brücklbauer überlegt genau „was und wie viel" er Gott geben müsse, „damit die Rechnung stimme und seine Schlechtigkeit mit seinem Verdienst gleich aufgebe" (II. 110/11). Und wie der Bauer immer etwas Handgreifliches sehen will, so ist auch Gott mit dem guten Willen allein nicht zufrieden: erst von der Stunde an, wo der Brücklbauer den Segen bekommt von dem Primizianten, den er hatte studieren lassen, war er des festen Vertrauens, „daß er wegen dem kalten Eid mit unserem Herrgott quitt sei" (II. 125). So ist das Verhältnis des Bauern Thomas zu Gott ein grob äußerliches, fast könnte man sagen, ein geschäftsmäßiges, und Thoma stellt es eigentlich nur von der humorvollen Seite dar. Tiefer erfaßt er die religiöse Einstellung der Bäuerin. Aufrichtiges und warmes Gottvertrauen erfüllt die Gütlerfrau Mariann, die nicht in Gott den alttestamentlichen Gott der Gerechtigkeit, sondern den neutestamentlichen Gott der Liebe verehrt[2]).

1) III. 461, 1012, 1017.
2) bes. IV. 298, 303.

Einen wichtigen Bestandteil der bäuerlichen Rechtgläubigkeit bildet der Aberglaube (IV. 901)[3]. Christliche Einschläge wie Gebete, Kreuzzeichen usw. verbinden sich hierin untrennbar mit abergläubischen Handlungen[4]. Die Hüterinnen des Aberglaubens sind im Dachauer Land eigentlich nur mehr die alten Frauen[5]; darum kann eine alte Bäuerin ihrer Nichte vorwerfen: „Ös junge Madl'n wißt's ja nix mehr, weil's koan recht'n Glaab'n aa nimma habt's" (III. 488). Die alten aber wissen, wie man sich in jeder Lebenslage zu verhalten habe, um sich vor schädlichen Einflüssen zu bewahren. An den entscheidenden Punkten des Einzellebens, besonders bei Geburt, Hochzeit und Tod ist kein Umstand unwichtig; jeder wird als Vorzeichen gewertet. In der Thomasnacht kann das Mädchen den künftigen Bräutigam im Traum sehen (III. 488/9). Am Hochzeitstag soll es regnen — das bedeutet Glück. Der Mond soll zunehmen, denn „bei'm abnehmenden Mond", sagt man, „bleib'n d' Kinder aus" (III. 558); die Braut muß viel weinen (III. 557) und darf in der Kirche nicht umschauen: „wer dös tuat, sagt an alta Spruch, der schaugt si' nach an ander'n Eh'stand um" (III. 556). Besonders hüten muß sich eine Schwangere: sie darf über keinen Pflug oder Leiter steigen, „sinscht gibt's a harte Geburt" (III. 558/9). Sie soll drei Eier sieden und das Wasser trinken oder drei Nüsse essen (III. 559)[6]. Wickelt man der Gebärenden einen am Lichtmeßtag geweihten Wachsstock um Hände und Füße, so verschafft ihr das Erleichterung (III. 815). Auch nach der Geburt muß sie wissen, „wia ma si verhalt'n muaß. Daß mi vor da sieb'ntn Wocha koa Kindswasch ins Freie hänga derf, und daß mi ja nix davo ausleicha sollt, und daß d' Wöchnerin sechs Wocha lang in koan Kella it geh' derf, dös san lauta Sacha, auf de mi guat aufpass'n muaß" (III. 558), ebenso, „daß a Wöchnerin it von Haus weg geh' soll, solang s' net in da Kircha war" (ebd.).

Dieser Aberglaube, der sich auf den Menschen und sein Leben bezieht, wird eigentlich nur mehr von alten Frauen als überkommene weise Sprüche gewertet. In auffallenden Gegensatz dazu stellt Thoma den

3) vgl. zum Aberglauben im Dachauer Gebiet: Hartmann Franz Seraphin: „Über schwarze und weiße Kunst in den Bezirken Dachau und Bruck" München 1882.

4) III. 480, 518.

5) III. 488, 558.

6) Dieser Aberglaube ist anscheinend nicht allgemein bekannt, und wohl neueren Ursprungs, weil von Hartmann a. a. O. nicht in dieser Form erwähnt; wahrscheinlich ist er die Umbildung eines ehemals abergläubischen Brauches zur Verhütung der Unfruchtbarkeit, wie ihn Hartmann S. 205 oben erzählt.

alten Hexenglauben, der sich um Vieh und Acker entwickelt hat. Er zeigt, wie dieser noch zu Anfang des 20. Jahrhunderts unangezweifelt unter den Dachauer Bauern fortlebt. Hexenmeister kann ein alter Mann (Truderer) (II. 98), oder eine alte Frau (Trud) sein[7]), also Menschen mit Fleisch und Blut, die mit den Bauern in einem Dorfe zusammen leben, aber verachtet, dem Gespötte und der Bosheit aller ausgesetzt (II. 98), und deren wenig beneidenswerter Ruf als erblich auf dem Hause lastet (II. 99). Auf einem Geißbock sieht der Bauer den „Bilmesschneider" nachts durch das Getreidefeld reiten: die Halme, die der Trud dabei berührt, stehen am nächsten Tage leer; denn die Körner sind in seine Scheune geflogen[8]). Die Hexen verzaubern die Tiere[9]) (meistens durch Maßnehmen); veranlassen, daß die Milch keinen Rahm ansetzt oder sich nicht zu Butter rühren läßt (I. 616) und melken nachts die Kühe aus (I. 619). Glücklicherweise gibt es aber auch wieder Hexenbanner (-innen)[10]), welche die Hexen oder den Truderer ausfindig machen und den Zauber lösen können.

Eine eigenartige Mischung von christlichen und heidnischen Zügen bietet das „Gesundbeten" kranker Tiere. Thoma gibt ein aufschlußreiches und treffendes Beispiel davon, wie sich die Dachauer Bauern dazu stellen (III. 474 ff.). Der eine ist von der heilenden Kraft der Gesundbeterin felsenfest überzeugt, der andere aber meint: „Schad'n ko's nia und bal mir sinscht nix versamma, kinnan mir ja der Metzin ihran Spruch drei geb'n" (III. 475); ob dann schließlich und endlich der Spruch oder der Baldriantee und die warmen Decken geholfen haben, das entscheidet er nicht, weil ihm die Ursache der Heilung gleichgültig ist.

Der Dachauer Bauer ist tief religiös, heute noch in gleicher Weise wie früher. Thoma stellt das nirgends in Abrede; im Gegenteil, mit unverkennbarem Nachdruck betont er an einigen Stellen dessen feste Verwurzelung in der Religion; aber er erklärt diese nicht aus dem religiösen Hang der bäuerlichen Seele, sondern aus deren Gebundenheit an die Sitte. Genau sehen wir bei ihm die Äußerung des religiösen Lebens; aber die Darstellung der innerlichen Bauernreligion weist bedeutende Lücken auf.

---

7) I. 618; II. 99.
8) II. 99; I. 618.
Er reitet nur am St. Georgi-, St. Johannes- und St. Jakobustag nach Sonnenuntergang (Hartmann: „Schwarze und weiße Kunst" S. 17).
9) I. 615; II. 100, 101/2.
10) I. 615 ff.; II. 100, 102.

Georg Heim machte einmal (an Thomas „Chronik von Armetshofen") die Ausstellung, daß er „zu Unrecht das religiöse Moment übersehen habe". Thoma widerlegte diese Ansicht nicht (Br. S. 150); er empfand offenbar diesen Mangel selbst, da er erklärte, er wolle versuchen nun mit „einigen Worten, die einem Bauern liegen, dieses Moment hereinzubringen" (ebd.), obwohl es „nicht ganz einfach" sei. Diese Unvollständigkeit in der Zeichnung der bäuerlichen Seele ist wohl einerseits bedingt durch die religiöse Einstellung des Dichters, andererseits aber hat sie ihren tief innerlichen Grund in der Natur der Bauern selbst. „Denn so selbstverständlich für den Bauern die Erfüllung der religiösen Pflicht ist, so wahr ist es, daß er nicht davon spricht" (Br. S. 150). Und Thoma wollte „es nun machen wie die Bauern und nicht davon reden" (Br. S. 150).

V. Sprechen und Denken.

Thoma spricht in seinen Dichtungen nicht von seinen Gedanken über das Bauerntum[1]). (Nur aus seinen Briefen, Erinnerungen und Aufsätzen bekommen wir einigen Aufschluß darüber.) Er stellt den Bauern selbst vor uns hin; läßt ihn denken, reden und handeln, und wir können aus dem unmittelbar dargestellten Leben auf des Bauern Charakter schließen. Die rein erzählenden Abschnitte, die im „Agricola" noch weit überwiegen, werden in seinen späteren Werken immer seltener und muten vor allem im „Wittiber" fast nur mehr wie Bühnenangaben an[2]). Da Thoma seine Bauern später hauptsächlich redend vorführt, wäre es unmöglich, ein vollständiges Bild von seinen Bauerngestalten nachzuzeichnen, ohne auf ihre Sprache hinzuweisen.

Daß Thoma an Hand wissenschaftlicher Werke den Dialekt studierte, wurde bereits erwähnt[2a]). Aber diese bilden nur eine Ergänzung seiner persönlichen Beobachtungen. Wenn er in der Wirtschaft unter den Bauern saß, pflegte er genau zuzuhören. Da sie ihn wohl kannten, und da er durch manche Maß Bier ihr besonderes Zutrauen gewann, erzählten sie frisch und unbefangen drauflos, auch wenn Thoma gleich am Tisch seine Bemerkungen niederschrieb[3]). Er hatte ein sehr scharfes Ohr für Sprach-

1) Ausnahme nur III. 256/7, 365/6.
2) So kommt es, daß das Tegernseer Bauerntheater jetzt ohne große Schwierigkeiten den „Wittiber" auf die Bühne bringen kann.
2a) siehe Einleitung S. 3.
3) Mitteilung des Wirtes von Kleinberghofen.

feinheiten. So sträubten sich ihm „alle altbayrischen Haare"[4]), wenn Ruederer vom „Dachauer Moor" statt vom „Dachauer Moos" schreibt. Vor allem aber war sie ihm angeboren, „in seinem eigenen innersten Wesen begründet, die einzigartige Verbindung von lakonischer Knappheit und behaglicher Breite, von ungestümer, ja wilder Kraft und rührender Treuherzigkeit, von Güte und Grobheit, von wuchtigem Ernst und übersprudelndem, saftigem, schalkhaftem Humor"[5]). Darum traf Thoma Ton und Ausdruck der Bauernsprache so wohl und darum sind wir berechtigt, seine Sprache als die des Bauern zu betrachten.

1. Schriftsprache, Mundart, Bauernsprache.

Die Verwendung des Schriftdeutschen empfand Thoma für die Umgangssprache (auch für die dialektfreie) als unnatürlich, denn sie „klingt immer wie gedruckt, nicht wie gesprochen" (I. 296).

Hochdeutsche Sprache versteht der Bauer; er liest sie (Br. S. 240), während er Dialekt gar nicht lesen kann (ebd.); sie ist für ihn wirklich Schriftsprache und nur Schriftsprache, „etwas Gedrucktes und ganz Gescheites" (II. 23/4). Sie zu sprechen, bereitet ihm große Schwierigkeiten, denn „in unserer Schriftsprache ist ein fremder Geist, eine andere Ausdrucksweise, die Schulung und Übung voraussetzt"[6]). Darum gibt er bezeichnenderweise fremde Gedanken, die ihm in hochdeutscher Sprache vorgetragen wurden, in dieser wieder, eigene aber nicht[6a]). Die hochdeutsche Ausdrucksweise verwendet er auch (oder versucht es wenigstens), wenn er eine Rede halten soll, um der Rede willen, wo er eigentlich gar nichts zu sagen hat: da spricht er dann äußerst geschraubt und gespreizt und wiederholt wörtlich, was er sich aus anderen Reden gemerkt und auswendig gelernt hat[7]). Wenn der Bauer aber in seiner Rede wirklich etwas zu sagen hat, spricht er in der Mundart, einfach und kurz und logisch[8]).

Die Darstellung der bäuerlichen Mundart wird von den einzelnen Verfassern von Dorfgeschichten ganz verschieden gehandhabt. Die

---

4) I. 256, ähnlich Br. S. 228.
5) K. A. von Müller: „Ludwig Thomas Briefe" M. N. N. 5. März 1927.
6) Jos. Weigert: „Des Volkes Denken und Reden" S. 83.
6a) III. (46) 362, 377, 399, 1066; IV. 247, 309.
7) II. 48, 63; IV. 40 (Der übrige Teil dieser Rede IV. 40—42 ist sehr bühnenwirksam, aber ist wohl als Ausnahme zu werten).
8) z. B. II. 49.

einen geben sie im Volldialekt wieder, andere im Halbdialekt, in „idiomatisch gefärbtem Hochdeutsch", d. h. durch Belebung der Schriftsprache mit Spracheigentümlichkeiten des entsprechenden Dialektes, oder aber ganz in der Hochsprache[9]). Gottfried Keller findet z. B. eine Verwendung des Dialektes als unzulässig; dem aber widersetzt sich Thoma heftig; er verteidigt die Ansicht, daß man im Dialekt Bauern reden lassen soll, um sie ganz zu schildern, wie sie sind (Br. S. 241); denn in der heimischen Mundart allein kann sich der Bauer in seinem wahren Wesen und Denken äußern.

Darum gibt Thoma die Umgangssprache des Bauern im Dialekt wieder, so wahr und ungeschminkt, wie keiner vor ihm, sodaß ihn Gluth mit Recht als „Klassiker der altbayrischen Mundart" rühmt[10]). Wie kein anderer vermochte er den Dachauer Dialekt darzustellen, der sich durch einen Anklang ans Schwäbische, durch Lautbestand, Satzbildung und Kraft der Redewendungen von anderen bayrischen Mundarten scheidet[11]). Es ist hier jedoch weder Platz noch Aufgabe, den Dachauer Dialekt als solchen zu untersuchen. Auch der Nachweis, daß und inwieweit Thoma die Mundart des Dachauer Bauern von der des Oberländers z. B. unterscheidet, würde zu weit vom Thema abführen. Worauf hier der Nachdruck gelegt werden soll, ist nicht die Mundart des Dachauer Bauern, sondern seine Bauernsprache, wie sie bestimmt wird durch die Wesensart des Bauern und sein Denken.

Für die B a u e r n s p r a c h e bedeutet die Mundart nur Rohstoff. Entscheidend ist die bäuerliche Natürlichkeit, die den Dialekt durchblutet, der Gedankengehalt, der sie als äußere Ausdrucksform nützt. Über die Bauernsprache bei Ludwig Thoma urteilt Hofmiller[12]): „Ich glaube, die Bauern auch ein wenig zu kennen, darum las ich Antwort um Antwort in diesen unerhört wahrhaftigen Gesprächen ... las jede Replik so ... als Rebusse: was kommt jetzt? Was läßt er den Mann jetzt sagen? Manchmal erriet ich es, aber meistens war die Replik gänzlich überraschend, etwas ganz anderes, Unerwartetes, etwas unendlich Richtigeres, Treffenderes,

9) Altvater „Wesen und Form der deutschen Dorfgeschichte im 19. Jahrhundert" S. 67.

10) Oskar Gluth: „Deutsches biogr. Jahrbuch" Bd. III 1921 S. 261.

11) Josef Scheidl: „Dachauer Land und Volk." Bayerland S. 647 und „Dachau. Wanderungen" S. 21/2.

Z. B. die Endungen -scht statt -st (bischt, sinscht usw.), und die Verneinung it neben net.

12) Südd. Monatshefte 1911/12, Januar S. 547.

daß man aufspringen möchte vor Vergnügen, weil eben dies Unerwartete das einzig Richtige war."

Thoma trifft nicht nur die äußere Form der Dachauer Bauernsprache, sondern den Geist, der diese Form prägt, den wesenhaften Urgrund derselben: eben ihre typisch bäuerliche Art. Wollten wir diese genau ausführen, so hieße das nur früher Gesagtes wiederholen, da die Sprache unwillkürlicher Ausdruck seiner Naturhaftigkeit und seiner Arbeitsgebundenheit ist. Es sei hier nur kurz zusammengefaßt. Unbeholfen, wie die Bewegungen des Bauern sind, mutet auch seine Sprache an: schwerfällig, mühsam (Br. S. 50). Besonders, wenn er Unangenehmes sagen soll, kommt er vor lauter „indem daß" und „durch dös" kaum dazu, das Gewünschte auszudrücken[13]). Seine Rede ist nicht fließend, sondern stoßweise, polternd, höchstens ein paar Sätze im Zusammenhang[14]). Die schwerfälligen Ackerbauern der Dachauer Gegend unterscheiden sich dadurch von den „Bergbauern", die mit ihrer Lebhaftigkeit in den Bewegungen auch eine „leichte Art zu reden" verbinden und es darum auch verstehen, „vor der Öffentlichkeit ohne Scheu aufzutreten" (III. 268). Er plaudert nicht, sondern sagt, was er zu sagen hat, nicht mehr[15]). Ein Bauer, der viel redet, taugt in der Regel nichts und ist gar kein richtiger Bauer[16]). Glückwünsche und aufrichtige Anerkennung drückt er in wenigen Worten ganz schlicht aus[17]). Schmeichelworte kennt er nicht, dagegen ist eine lustige Anrede, wie „Tropf elendiger" (III. 37) und „Du Haderlump, du ganz miserablicher" (IV. 239) durchaus nicht beleidigend. Wenn er sich auch nur in Gedanken mit einer mißliebigen Person beschäftigt, verleitet ihn sein lebhaftes Gefühl dazu, ihr recht wenig anerkennende Bezeichnungen zu geben[17a]). In Ton, Ausdruck und Inhalt

13) III. 503, 1181, 1205.

14) Deutlich zeigt sich diese Eigenart der Bauernsprache, wenn wir sie mit der Redeweise der Bürger oder Viehhändler vergleichen, die bei aller äußeren Ähnlichkeit viel fließender und gewandter ist. Vgl. wie sich der Metzgermeister Lampl (IV. 14) und die zwei Bauern Sedlmaier und Hahnrieder (IV. 16) einführen, und wie die Bauern im weiteren Verlauf des Gespräches nur immer ein paar Brocken zur Unterhaltung beisteuern. —

Oder z. B. III. 44 ff., 422 ff., 545 ff.

15) Als Beweis dafür läßt sich jedes beliebige Gespräch heranziehen z. B. III. 484–7, 506. Gilt nicht für Bäuerinnen, die sich gern im Gespräch ihr Herz erleichtern: III. 289, 849 ff.

16) z. B. der Geitner (III, 188), Langgörgl (III. 1198 und 1228 ff.), auch Ruepp (bes. III. 1091–6).

17) IV. 20; III. 545 ebenso IV. 344.

17a) II. 19; III. 438, 450, 574, 983 usw.

ist seine Sprache derb, rauh, ja grob, und diese Derbheit gipfelt in den Flüchen und kräftigen Schimpfworten. Grobehrlich und gerade nennt er alle Dinge beim richtigen Namen und umschreibt nicht[18]).

Der bäuerlichen Gesprächsführung eigentümlich sind die langen Einleitungen zu beabsichtigten Besprechungen. Wenig zutreffend erklärt Georg Koch dieses Verhalten als Zeichen der „Achtung vor der Persönlichkeit des Mitmenschen"[19]). L'Houet sieht darin die „spielende Energie" des Bauern[20]). Aus der „Umständlichkeit", d. h. aus der Beherrschtheit des Bauern vom Gegenständlichen erklärt sie Springenschmid: „Er muß förmlich alles um sich herum zuerst abtun, bis er von etwas anderem sprechen kann, das nicht mehr gegenständlich ist"[21]). Diese verschiedenen Auffassungen ergeben sich aus einer zum Teil zu sehr vom Gedanklichen ausgehenden Betrachtung des Bauerntums, zum Teil auch aus der Verschiedenheit des dargestellten Bauernschlages. Der diesbezüglichen Eigenschaft des Dachauer Bauern und der Ansicht Thomas in diesem Punkt kommt ein thüringischer Landpfarrer am nächsten, wenn er sagt, der Bauer folge in dieser Eigenart nur „der Sitte, welche ihm verbietet, mit der Tür ins Haus zu fallen ... ihren Anteil hat aber daran doch die Klugheit: die Umschweife dienen dem Bauern als Rekognoszierung, ob die Luft rein ist, ob er darauflosgehen darf, und wie wohl dem anderen am besten beizukommen ist"[22]). Darum spricht auch der Dachauer Bauer oft erst vom Wetter, von der Arbeit, von naheliegenden Dingen und erkundigt sich teilnehmend über die Familienverhältnisse, um die Stimmung für sich günstig zu machen und den Boden sich vorzubereiten. Aber schließlich platzt er dann doch ganz unvermittelt mit seinem persönlichen Anliegen heraus[23]).

2. Bauernsprache als Ausdruck des bäuerlichen Denkens.

Die Sprache Thomas klingt so echt, weil er nicht hochdeutsche Gedanken in Dialektform kleidet, sondern bäuerliches Denken. Die Einsicht,

18) I. 640; III. 252/3, 259, 427, 578.
19) „Bauernkultur" Hessische Blätter für Volkskunde 1924 S. 26.
20) L'Houet: „Psychologie des Bauerntums" S. 112.
21) K. Springenschmid: „Das Bauernkind" S. 97.
22) „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre" Gotha 1885. Erweiterter Konferenzvortrag von einem thüringischen Landpfarrer S. 257.
23) II. 71/2; III. 13, 1091 ff. bes. IV. 322 und 323.

daß man dieses nicht trifft mit Hochdeutsch (Br. S. 241), ist ja der Hauptgrund, warum Thoma im Dialekt schreibt. Das beweist zugleich, daß Thoma großen Wert darauf legte, das bäuerliche Denken in seiner Eigenart aufzuzeigen. Inhalt und Reichweite des bäuerlichen Denkens und Sprechens wurde schon früher berührt: wie es sich mit der Arbeit, dem nächstliegenden Alltags- und Dorfleben, mit dem Realen ziemlich erschöpft[1]). Jetzt soll mehr die äußere Form seiner Sprache dargelegt werden und wie sich in ihr der Denkvorgang selbst abspiegelt.

Der Bauer fügt kurze Sätze gleichgeordnet nebeneinander[2]). Dies ist zwar Eigenart jeder Umgangssprache. Aber der Bauer kennt überhaupt, auch wenn er schreibt, keine langen Satzgefüge mit logisch verknüpften über- und untergeordneten Teilen, wo ein Nebensatz in einen anderen hineingeschachtelt ist[3]). Dieser „einfache praktische Satzbau" ist jedoch kein Merkmal besonderer Klarheit, sondern ein solches der Unfähigkeit zu verwickelten Gedankengängen[4]). Deshalb verknüpft er ungleichwertige Sätze, die voneinander abhängig sind, häufig z. B. mit „und"[5]). Aus demselben Mangel an logischer Durchdringung erklärt sich seine Abneigung gegen die indirekte Rede; er gibt Gespräche darum nur in der direkten Rede wieder und „sag i", „hab i g'sagt", „sagt er"[6]) leiten sie immer ein. Der Bauer erzählt, wie es der Reihe nach gekommen ist, berichtet genau alle Nebenumstände, gleich, ob sie bedeutend sind oder nicht. Er kann nicht scheiden in Wesentliches und Unwesentliches, für ihn ist alles gleich wichtig, daher die Weitschweifigkeit und ausführliche Breite seiner Berichte. „Tua no staad, i muaß oans nach dem andern verzähl'n" (III. 999). „I muaß's Eana g'nau verzähl'n, damit S' Eana auskennan" (II. 26), sagt der Hofbauer zum Rechtsanwalt, und damit dieser begreift, wie er unschuldig wegen Körperverletzung angeklagt worden sei, schildert er ihm genau, „wie er in der Früh aufgestanden sei und an nichts gedacht hat; wie er aber dann schön langsam zum Wirt hinuntergezogen ist; wer ihm begegnet ist, und

1) Siehe oben S. 70/1.
2) Man kann als Beispiel dazu beliebig jedes Gespräch und jede Erzählung herausgreifen.
3) z. B. II. 288 ff.; IV. 923 ff.
4) Hans Naumann: „Grundzüge der deutschen Volkskunde". III. Aufl. 1935 S. 152.
5) III. 129 u. 130; u. ö. bes. in den „Filserbriefen".
6) II. 48, 86, 717; III. 35, 42, 347, 447; IV. 234, 508 u. ö.

was sie geredet haben", daran reiht sich die Darstellung eines alten Prozesses mit allen Einzelheiten usw.[7]). Dabei verkrampft er sich bisweilen in eine Kleinigkeit, Äußerlichkeit, von der er nicht mehr loskommt, und von der er sich nicht ablenken läßt[8]). Er denkt seinen Gedankengang zu Ende und daraus ergibt sich „die schlichte geradeaus zielende Art zu denken .... diese gewisse Unbeugsamkeit der Folgerungen, welche in einer Linie auf einen Punkt hinstreben und nie nach den Seiten hin ausladen"[9]). Er denkt schrittweise, vom Nächstliegenden ausgehend und das Naheliegende erschließend, streng folgerichtig, solange seine Gedanken sich in seiner bäuerlichen Welt bewegen[10]). Er fügt geistig ein Ding an das andere, eine Tatsache an die andere, und darum kann Springenschmid behaupten, „das bäuerliche Denken ist mehr ein Schauen und Spüren als ein Überlegen und Schließen. Das Denken ist ein Sinn, keine Fähigkeit, also etwas ganz Ungeistiges"[11]).

Das Denken des Bauern ist dinghaft. Weil es der Bauer sein Leben lang mit Dingen zu tun hat, erscheint auch seine Sprache völlig ungeistig. Nie hält er Wörter für Begriffe (I. 129) und blutleere Abstrakta sind ihm fremd. Ausdrücke für Begriffe wie Liebe, Religion, Geist, Volk, Menschheit usw. fehlen in der Bauernsprache. Fast nie gebraucht der Bauer gestalt- und saftlose Fremdwörter. Wenn er sie verwendet, so spricht er sie meist falsch aus und kennt sie eigentlich nur für die Bereiche, wo seine bäuerliche Welt mit der städtischen Kultur und Zivilisation in Berührung kommt: besonders durch das Gerichtswesen, z. B. Advikat (ein Wort, das im Sprachschatz des Dachauer Bauern sehr oft wiederkehrt)[12]), ferner Hypathek (IV. 509), protakallieren (III. 485), Garatie (IV. 233), Fiduz (= Vertrauen) (II. 807); durch den Krieg sind ihm Ausdrücke wie Atollerie (= Artillerie) (IV. 930), revadiert (IV. 928), retariert (II. 349) geläufig. Das Bauerndeutsch ist eine „Namensprache", d. h. Wörter sind Namen für wirkliche Dinge[13]); darum sind die Wörter so schwer, unverschiebbar und brauchen keine ergän-

---

7) ähnlich II. 85/6, 806/7, 1018 und 1019; III. 292, 997 u. ö.
8) III. 347 und 348 (der rote Spenser), II. 330 zus. mit 331 und 332 (der Brunnen).
9) II. 333/4, dazu II. 1019 und 1020.
10) z. B. II. 49.
11) Karl Springenschmid: „Das Bauernkind" S. 117.
12) II. 66, 1013; III. 1115; IV. 45 u. ö.
13) Springenschmid: a. a. O. S. 108.

zende Umschreibung[14]); denn sie selbst sind „Wesen aus Fleisch und Blut"[15]). Daraus ergibt sich die Gedrängtheit, die Wucht der Sätze.

Da sich die Bauernsprache so eng an die Dinge knüpft, ist sie anschaulich. Was für eine körper- und gestalthafte Vorstellung drückt sich aus in Bezeichnungen wie der „Gsund" (III. 427), „Wehdam"[16]), der „Gotterbarm" (III. 992) (für das viel blassere schriftdeutsche „Mitleid")! Der Bauer stellt sich alles konkret, bildhaft vor: alt werden z. B. ist „langsam weniger werden"[17]); wenn der Sohn derselben Meinung huldigt wie seine Mutter, hat er „mit der Muatta d' Brill'n tauscht" (IV. 499). Erkundigt er sich, ob das Geld bald abhebbar sei, so fragt er, „ob dera ihra Geld lieg'n bleib'n müaßt bis zu der Auferstehung?" (IV. 511) und als die Tochter des Paulimanns aus dem Dorf verwiesen werden soll, da wütet der Vater: „Ös moant's, so oane is leicht nunterstöß'n, de scho im Rutsch'n is". „Und i... moant's ös .... muaß zuaschaug'n mit bundne Händ .... wia ma s' auf 'n Mist wirft" (IV. 352). Da der Bauer die Dinge und Vorgänge wirklich sieht und beobachtet, drückt er sie in bildhaften Vergleichen aus. Diese bedeuten ihm nicht eine bewußte Ausschmückung seiner Rede, sondern eine selbstverständliche, natürliche Art des Erkennens und Denkens und dann auch seiner Sprache. Er holt die Bilder nicht weit her, sondern greift sie nur aus seiner eigenen Welt heraus. Nichts liegt ihm näher als Menschen und Tiere zu vergleichen und Vorgänge und Handlungen im Menschenleben gleichzusetzen mit Vorgängen aus dem Tierreich. Es sollen nur einige Beispiele angeführt werden: „einem Menschen zureden wie einem kranken Roß" (III. 1080), jemand „außi kitzeln beim Loch wia'r a Grill'n" (d. h. jemandem ein Geheimnis entlocken) (IV. 502); aufgeregtes Zusammenlaufen im Dorfe, wie wenn die Impen auskommen[18]). Häufig nimmt er seine Vergleiche aus der leblosen Umwelt und dem Alltagsleben[19]), auch Vorstellungen aus dem Kegel- (II. 22; III. 166) oder Kartenspiel III. 502) formen bisweilen seinen sprachlichen Ausdruck. Auffallend

14) Der Bauer gebraucht nie bloß untermalende Attribute, die ohne Änderung des Sinnes ebenso gut auch wegbleiben könnten.

15) Springenschmid a. a. O. S. 103.

16) II. 873, 998; III. 561.

17) Br. S. 162; III. 407.

18) IV. 346, 350, 925 weitere Vergleiche mit Tieren III. 338, 452, 479, 522, 1013; IV. 240, 500, 502.

19) III. 339, 470, 471; II. 63; IV. 328.

spärlich sind — nach Thomas Darstellungen — seine Bilder im Anschluß an die Bibel[20]).

Manche dieser bildlichen Ausdrücke gingen schon so in den allgemeinen Gebrauch über, daß sie zu feststehenden Redewendungen erstarrten, die der Bauer häufig verwendet, z. B. jemandem „den Strohsack vor die Türe werfen"[21]), jemandem etwas „ins Wachsel drucken"[22]) oder eine Rede „hat koa Hoamat"[23]). Die Weisheit, die andere schon in feste Formen prägten, die Sprichwörter, benutzt er mit Vorliebe[25]). Hans Naumann sieht darin einen Beweis für die „prälogische Unselbständigkeit", denn „das Sprichwort ersetzt die eigene geistige Leistung"[26]). Soll der Bauer einen Spruch vortragen, so erachtet er es nicht für notwendig, den geistigen Gehalt desselben zu erfassen, er sagt das auswendig Gelernte herunter ohne sinngemäße Betonung[27]).

Trotz seiner geistigen Gebundenheit an das Dingliche, trotz seiner Schwerfälligkeit und Unselbständigkeit im Denken darf man dem Bauern durchaus nicht geistige Frische absprechen. Im Gegenteil, seine Pfiffigkeit und Verschmitztheit in praktischen Dingen ist staunenswert. „Aufgeweckter Sinn, schlagfertiger Witz und eine Fülle von Talenten": dies empfindet Thoma als wesentliche Züge im Bild des Dachauer Bauern (I. 129). Aus seinem Mutterwitz quillt eine oft überraschende Schlagfertigkeit[28]). Diese läßt ihn auch jederzeit schnell ein paar Verse dichten, besonders wenn es gilt, in boshafter Weise den anderen zu verspotten[29]).

---

20) II. 102; III. 1056; IV. 351.
Im Gegensatz zu diesen schlichten, handgreiflichen Bildern, stehen die treffenden und wohldurchdachten Vergleiche der „Filserbriefe", die zwar nie den Bereich des bäuerlichen Gedankenkreises überschreiten, aber mehr dem Hirn des Satirikers, als den Gedanken eines Bauern entstammen. z. B. II. 909, 917, 978, 994.

21) III. 454, 490, 541/2.

22) II. 21; III. 454.

23) II. 1013; III. 471, 514; IV. 316; feststehende Redewendungen auch III. 16, 982, 1008, 1209; IV. 26.

25) II. 21, 97, 718 = 1209; III. 186, 434, 450, 1081; IV. 243.

26) „Grundzüge der deutschen Volkskunde", Leipzig 1929 S. 133.

27) III. 81; II. 61.

28) III. 285 ff. (die Zurufe bei der Rede); IV. 239, 245.

29) II. 98/9, 974/5.
Ein deutlicher Beweis für die Schlagfertigkeit des an sich so schwerfälligen Dachauer Bauern ist das „Hutsingen", ein Wettsingen aus dem Stegreif, das ich 1932 in Pellheim noch miterlebte. Die Teilnehmer müssen erst ein unbekanntes Rätsel lösen; dann auf eine geläufige Melodie gereimte Verse singen, in denen das Lösungswort in sinngemäßem Zusammenhang möglichst oft vorkommen soll. Wer von ihnen in einer bestimmten Zeit (bis ein Pfennigkerzl abbrennt) das richtige Wort am öftesten bringt, bekommt als Preis den ausgesetzten Hut. Thoma erwähnt diesen Brauch, welcher der Dachauer Gegend eigentümlich ist, nicht.

C. Das Zeitbedingte des Dachauer Bauerntums.

W. H. Riehl reiht den Bauernstand neben der Aristokratie unter die „Mächte des sozialen Beharrens" ein[1]) und bejaht ihn als bewahrende Kraft. „Der Bauer guter Art"[2]) ist derjenige, dem die alte Sitte noch oberstes Gesetz ist, der „entartete Bauer"[3]) jener, der neuerungssüchtig der alten Tradition untreu wurde.

In gleicher Weise wie Riehl rühmt Thoma den Bauern als staatserhaltende Macht und bewundert vor allem sein unerschütterliches Festhalten an der überkommenen Form der Lebenshaltung. Was er mit so viel Liebe und Begeisterung schildert, ist das bäuerliche Urwesen, das Bleibende, das Zeitlose in diesem Stand, wie es sich durch die Jahrhunderte unverfälscht und unverändert erhielt und sich widerspiegelt in der ganzen urwüchsigen Natur des Bauern, seinem Gemeinschaftsleben, in seiner bedingungslosen Unterordnung unter die Forderungen des Hofes und der Arbeit, wie es sich darstellt in der bäuerlichen Religion und dem bäuerlichen Denken und Sprechen: also kurz in seinem ganzen Sein und Tun und Leben. Thomas lustige Bauerngeschichten und ganz besonders sein „Wittiber" und „Ruepp" könnten ebensowohl heute als vor dreißig Jahren spielen und wären vor 100 Jahren (natürlich nicht als literarische Gattung, sondern in ihrem Aufschlußwert für das damalige Bauerntum) in gleicher Weise treffend und zeitgemäß gewesen, wie sie es in den kommenden Jahren sein werden durch die Zeitlosigkeit des dargestellten Bauerntums nämlich. Die Handlung von Thomas Bauernerzählungen erwächst aus dem bäuerlichen Charakter selbst, nicht aus dessen Zusammenstoß mit zeitbedingten Gewalten[4]).

1. Der Bauer im Zeitalter des Kapitalismus.

Wollen wir aber dennoch die Zeit genau bestimmen, in der seine Geschichten tatsächlich und fast zufällig spielen, so sind es die Jahrzehnte um die Jahrhundertwende. Der „Wittiber" z. B. handelt 1910 (III. 544), die „Marget" Ende der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts (III. 911).

---

1) Riehl: „Naturgeschichte des Volkes" Stuttgart und Tübingen 1854, Band II, S. 41.
2) ebd. S. 41.
3) ebd. S. 65.
4) Ausnahme ist nur „Vöst".

Die gewaltige industrielle kapitalistisch-sozialistische Woge, die über das 19. Jahrhundert hinfegte, war damals noch nicht verebbt. Unter ihrem Ansturm hatte sich die ganze bürgerliche Gesellschaft gewandelt, unter ihrem Andrang hatte aber auch der beharrende Bauernstand eine größere Entwicklung durchlaufen als in den vorhergehenden 8 Jahrhunderten zusammen, so daß man bis Anfang des 19. Jahrhunderts das Mittelalter des Bauernstandes rechnen kann[5]). Zwar war dieser nicht ohne Erschütterung und Wandlung durch die vorhergehenden Jahrhunderte gegangen, aber im 19. Jahrhundert drangen sie mit einer Schnelligkeit und Gegensätzlichkeit auf ihn ein, wie noch nie vorher. 1848 machte die Grundlastenablösung den Bauern zum vollen Eigentümer seines Hofes[6]); doch nach einer kurzen Zeit der Blüte fiel das Bauerntum in neue und zum Teil drückendere Knechtschaft, in die Schuldsklaverei, und allgemeiner wirtschaftlicher Niedergang kennzeichnet die Lage des Bauern nach 1866. Aber nur die Bauern des Ruhrgebietes ließen sich völlig von der kapitalistischen Bewegung mitreißen und wurden zu Unternehmern[7]). „Befreiung vom Boden, Ersatz des Bodens durch kapitalistische Produktionsmittel", das Ziel des Kapitalismus im Bauerntum[8]), wurde dort erreicht. Die Zwergbauern in Baden hatten sich mit ihm auseinanderzusetzen und die großen Güter im Osten Deutschlands mußten sich gegen diese Gefahr wehren[9]).

Die neue Zeitströmung machte natürlich vor dem Dachauer Land nicht halt. Sie mußte aber an dem streng konservativen Wesen der dortigen Bauern zum Teil wenigstens zurückbranden und konnte darum seine bäuerliche Lebensform nicht in dem Maße bedrohen wie in den Industriegebieten Deutschlands, wenn sie auch verflachend auf seinen Geist einwirkte. Die Freude am Beharrenden im Bauerntum ließ Thoma das

---

5) Dr. Fritz Beckmann: „Der Bauer im Zeitalter des Kapitalismus", Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich, 50. Jahrg. Heft 5, S. 57.

6) Die Leibeigenschaft war im Dachauer Gebiet in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts schon völlig erloschen (Josef Scheidel: „Die Bevölkerungsentwicklung des altbayrischen Landgerichtes Dachau im Laufe früherer Jahrhunderte" S. 360).

7) Beckmann, a. a. O. S. 38.

8) ebd. S. 33.

9) vgl dazu: W. von Polenz: „Der Büttnerbauer". Dieses Werk läßt sich mit Thomas „Ruepp" vergleichen: beide Bauern sehen den Untergang ihres Hofes vor Augen und flüchten in den Tod. Aber der Büttner geht an der Auseinandersetzung mit der Zeit zu Grunde; der Ruepp dagegen an seinem eigenen Charakter: ein Bauer wie er, wird zu jeder Zeit seinen Hof auf „die Gant" bringen.

Neue oft übersehen und das Leben des Dachauer Bauern reizte ihn immer wieder zur Darstellung, weil es gerade dieser seiner Liebe entsprach. Die bezeichnenden Züge des 19. Jahrhunderts sind in seiner Schilderung darum selten. Seine Bauern leben in der Zeit, wo die Dampf- und Dreschmaschine[10]) den Dreschflegel und Pferdegöpel noch nicht ganz verdrängt hat (III. 103), wo der Gebrauch des Kunstdüngers schon bekannt, aber verhältnismäßig noch selten ist[11]), wo der Bauernsohn zwar schon Rad fährt[12]), wo aber das Bauernhaus noch nicht mit elektrischem Lichte versehen ist[13]). Öfters wiederholt er in seinen Werken die Klage der Bauern über Mangel an Dienstboten und deren Unzuverlässigkeit[14]). Doch dieser Übelstand kennzeichnet nicht erst den Ausgang des 19. Jahrhunderts. Westenrieder bezeichnet schon Ende des 18. Jahrhunderts diese Tatsache als besondere Gefahr für den Dachauer Bauern[15]) und zehn Jahre später berichtet Hazzi dasselbe[16]). Natürlich verschärfte sich dieser Dienstbotenmangel im 19. Jahrhundert durch die Landflucht. Daß diese den Untergang des Bauerntums darstellt, zeigt Thoma in ein paar Beispielen, wo er ausführt, wie besonders die Landmädchen in der Stadt jeden Halt verlieren, weil sie nicht mehr in ihrem bäuerlichen Lebensboden wurzeln[17]). Aber all diese Züge des 19. Jahrhunderts streift Thoma nur gelegentlich.

Eine Wandlung schuf jedoch das 19. Jahrhundert auch im Dachauer Bauernland, die Thoma bei aller Vorliebe für die Vergangenheit nicht übersehen konnte: Der Bauer wird in das politische Leben hineingezogen. Wenn früher der Bauer eine Zeitung las, galt das als bemerkenswerte Seltenheit[18]), während seit den 90er Jahren doch mancher regelmäßig die Zeitung liest[19]) und sich um die Politik kümmert, wenigstens soweit diese seine eigenen Interessen betrifft. Seit 1874 wählten die Bauern fast ausnahmslos das Zentrum[20]). Thoma er-

10) III, 990, 1226; IV. 330.
11) II. 852; III. 983.
12) III. 989, 1080.
13) III. 411, 440.
14) III. 1044; IV. 25/6.
15) Lorenz Westenrieder: „Beyträge zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik und Landwirtschaft“ Bd. IV, München 1792, S. 402.
16) Josef Hazzi: „Statistische Aufschlüsse über das Herzogtum Baiern aus ächten Quellen geschöpft“, Bd. III 1. Abteilung, Nürnberg 1803, S. 98.
17) II. 1078 ff. und „Maria Magdalena“, bes. IV. 306, 309.
18) II. 697; III. 210.
19) III. 211; IV. 18.
20) Hundhammer: „Geschichte des bairischen Bauernbundes“, München 1924, S. 9—11.

klärt die starke Parteinahme der Bauern für die klerikale Partei damit, daß sich die Bauern überhaupt nicht mit Politik befaßten, daß sie nur bei dieser Partei „die Interessen ihres Standes berücksichtigt sahen" und daß „Pfarrer wie ultramontane Kandidaten immer noch die einzigen waren, mit denen sie Fühlung hatten"[21]. „Wurstigkeit und Partikularismus" betrachtet Thoma so als Ursache für „die sichere ultramontane Mehrheit bei den Wahlen" (I. 120).

In Joseph Filser verspottet er den bäuerlichen Zentrumsabgeordneten[22]. Filser versteht von Politik nicht das Geringste (II. 854), hat keine Ahnung von dem Wirken und Ineinandergreifen der Regierungsorgane, kümmert sich nicht um das Streben der Partei, die er vertritt, sondern spricht und handelt gedankenlos so, wie es ihm der Pfarrer vorschreibt (II. 852). Trotz all dem merkt er recht gut, wie eingebildet, hochmütig und dabei dumm die großkopfeten Zentrumsherren sind, und er seift sie ein, wo es geht[23]. Er prahlt mit seinen Regierungspflichten und Befugnissen[23a] und doch muß er manchmal das Sinnlose seiner Tätigkeit im Parlament erkennen, wenn er sie vergleicht mit seiner bäuerlichen Arbeit auf dem Hof, die seine Bäuerin im Gegensatz zu seinem „Regieren" als „gescheite Arbeit" bezeichnet (II. 877): „Das regihrn ist nichd ahle Tag schön, sontern macht oft Ferdrus, indem man es oft nichd weis, was man wiel, sontern es wiesen es plos die Groskobfeden, haber jez, bald ich Mihst farre, weis ich es und get keinen was an" (II. 905)[24]. Die satirischen Züge des Abgeordneten verbinden sich im Filser kaum trennbar mit wahren bäuerlichen; darum ist die Satire so echt, darum auch das Werk als Ganzes nicht heranzuziehen als bauernkundliche Quelle, auch nicht zur Darstellung einer zeitgebundenen Erscheinung im Bauerntum, nämlich seiner Einstellung zum Zentrum.

Solange der Bauer nur eine Partei (die des Zentrums) kannte, befaßte er sich überhaupt nicht mit Politik. Bei der Gemeindewahl „gab man gleichmütig seine Stimme ab und kümmerte sich nicht viel darum, wen es traf. Streit gab es selten; und das Politische kam nicht in Frage"

21) I. 131; II. 910.
22) vgl. oben S. 6, dazu den Aufsatz „Bayerische Bauern" I. 724 ff.
23) dazu II. 865 ff. zus. mit 870, 947, 968, 1006.
23a) II. 868, 898, 904; 927, 947 u. ö.
24) ähnlich II. 967.

(III. 164). Als aber die wirtschaftliche Lage des Bauern sich noch mehr verschlechterte durch die Senkung der Getreidepreise infolge der Herabsetzung der an sich schon zu niedrigen Schutzzölle, und als die Zentrumspartei diesen Caprivischen Handesverträgen zustimmte, wurde der „Niederbayerische Bauernbund" gegründet (I. 131), dem sich bald in Oberbayern der „Bund der Landwirte und Gewerbetreibenden" anschloß[25]). Durch diese „gleich mit grobgenagelten Schuhen auftretende Partei" ... „wurde das politische Phlegma etwas aufgerüttelt" (I. 120). Im „Vöst" schildert Thoma mit so unverkennbarer Freude und Teilnahme die Anfänge dieser Bauernbundsbewegung, daß diese ausführliche Darstellung fast den Rahmen des Romans sprengt. Die Auflehnung ging von den Bauern zuerst aus und riß die Bürger mit sich fort (III. 143/4). Die Gemeinden waren nun gespalten, in ihrer Stellung für oder gegen den Pfarrer[26]) und Thoma trat mit „Den Bündlern" gegen „die kleinen Dorfpäpste" auf, die „kämpften, wo sie lehren sollten"[27]). „Der eingewurzelte Respekt vor der Geistlichkeit ... war wie weggeblasen, und der Zorn wurde nicht im mindesten durch Rücksichten in Schranken gehalten" (I. 132)[28]). Mit seinem Haß wendet sich der Bauer aber durchaus nicht gegen die zeitlosen Werte der Religion (III. 273), nur gegen zeitbedingte, politische Auswüchse. Darum bejahte Thoma diese kraftvolle, frische Bewegung.

Weigert sah in der Zeit um 1850 den „toten Punkt, da stockte das bisherige volkstümliche, bauerntümliche Leben"[29]). Ähnlich klagte W. H. Riehl 1850 in seiner „Naturgeschichte des Deutschen Volkes"[30]) über den „entarteten Bauern." Thoma aber schilderte bis Ende des Weltkrieges das Gesunde, Beharrende, Arbeitsame des Bauern. Wenn er auch 1913 einmal bedauernd feststellte, „daß Unreinlichkeit und Schlampigkeit" in der ländlichen Bevölkerung einreißt (I. 734), so brachte er doch sofort hoffnungsfreudige Vorschläge, wie dem abzuhelfen sei durch Versuche zur Erhaltung der ländlichen Tracht (I. 734). Bis 1918 wankte er nicht in seinem zuversichtlichen Hoffen.

---

25) vgl. dazu Hundhammer: „Geschichte des bayerischen Bauernbundes", München 1924 und „Bauernbund als bäuerliche Klassenpartei", Regensburg 1925.
26) III. 125, 152, 164.
27) offener Brief von Ludwig Thoma, Südd. Monatshefte 1906, Februar, S. 104.
28) Dazu „Vöst", 13. Kapitel, III. 261, Bauernbundsversammlung bes. 270 ff.
29) Josef Weigert: „Untergang der Dorfkultur", München 1930, S. 55.
30) s. oben S. 90.

2. Zusammenbruch nach dem Krieg.

Da mußte er erleben, wie die Wirkung der Revolution auch das Land und seine Bewohner verheerend ergriff. Dies erschütterte ihn zutiefst. In „stundenlangen, wühlenden Monologen", so erzählt Hofmiller[31]), „sprach er vor sich hin und aus seinen Worten klang eine tiefe innere   Erbitterung ist nicht das rechte Wort, das rechte Wort wäre eher Verwunderung   eine schmerzliche, unheilvolle, trostlose Verwunderung". Er sieht jetzt „so viel Dekadenz" auch in die Reihen der Bauern eindringen, „den Mangel an harter Redlichkeit" (Br. S. 232). „Eine Welt ist für mich versunken", so klagt er in einem seiner Briefe im Januar 1919, „die ich schildern wollte, in der alles Kleine für mich bedeutend war. Erschrocken sehe ich, was alles und wie es zu Grunde ging. Was dem Leben Sinn und Schmuck gab, was an seinem Platze dem Ganzen diente, die ganze reizvolle Mosaik eines Volkslebens durcheinandergeworfen, sinn- und zwecklos geworden im wüsten Haufen... Mich haben alle Stimmungen verlassen, die mich zum Schaffen und im Schaffen zum Vergessen führten" (Br. S. 194). „Mit Bürger- und Bauerngeschichten", schreibt er bald darauf, „ist es zur Zeit nichts. Die Modelle sind kaputt. Man muß Freude haben an dem, was man schildert; an Leuten, die auf dem Totenbette liegen, habe ich keine Freude" (Br. S. 198). Er sah für die Bauern die „Gefahr der Revolutionierung der landwirtschaftlichen Arbeiter und Dienstboten" (Br. S. 196) und darin den drohenden Zusammenbruch der Arbeit und damit der Ernährung, der zur „Zerstörung des Landes" führen mußte (ebd.).

Aber es hätte dem altbayrischen Kampfgeist in Thoma widersprochen, sich in den trostlosen und verzagenden Stimmungen zu verzehren. Tatkräftig griff er bald wieder zu, soweit er es vermochte. Er näherte sich dem Bauernflügel der Bayrischen Volkspartei unter der Führung Heims, in der Überzeugung, daß dieser Mann und nur er helfen könne. Er stimmte durchaus nicht in allen Anschauungen mit diesem überein, aber dennoch schrieb er für ihn 149 Artikel im „Miesbacher Anzeiger"[32]) und tat es „für die Erhaltung des Bauernstandes und der Heimat" (Br. S. 197). „Es brennt und wir wollen löschen". Auch zur dichterischen

31) Josef Hofmiller: „Herbsttage mit Thoma" Bayrischer Hauskalender 1931, S. 82; K. A. v. Müller, M. N. N. 6. März 1927.
32) K. A. v. Müller: M. N. N. 6. März 1927.

Gestaltung fand er bald wieder Kraft. Schon am Ende des Jahres 1919 hielt er sogar seine „Erinnerungen" „ein bißchen zu resigniert. Jahrgang 1919 und Schmerz über Land und Volk als Bodensatz" (Br. S. 224) und anfangs des nächsten Jahres hat er schon wieder „etliche bäuerliche Sachen im Sinn" (Br. S. 231). Nach der Verstimmung von 1919 sah er wieder das Unveränderliche im Bauerntum und noch zweimal gestaltete er den Dachauer Bauern so zeitlos wie früher: in „Marget" und „Ruepp". Da „kommt nichts Fremdes und Städtisches dazwischen, keine Politik usw." (Br. S. 242).

Gerade weil Thoma das Zeitlose im Bauerntum gestaltete, erheben sich seine Werke über eine bloß historische Bedeutung zu bleibendem Wert. Am besten aber wird die Zeit ihren volkskundlichen und menschlichen Wert schätzen können, welche die Bedeutung des Bauernstandes am tiefsten erkennt und sich um das Verstehen der Bauernseele am ehrlichsten bemüht. Hinter dem Bild der Dachauer Bauern, so wie es Thoma zeichnete, steht der allgemein gültige Typus des deutschen Bauern.

Literaturverzeichnis.

1. Werke von Ludwig Thoma.

Ludwig Thoma: „Gesammelte Werke" 4. Bd. Albert Langen, München 1924.

1. Band: Erinnerungen
Leute, die ich kannte
Stadelheimer Tagebuch
Heilige Nacht. Eine Weihnachtslegende
Ausgewählte Gedichte
Ausgewählte Aufsätze

2. Band: Agricola
Der heilige Hies
Die Wilderer und andere Jagdgeschichten
Kleinstadtgeschichten
Nachbarsleute
Das Kälbchen
Lausbubengeschichten
Tante Frieda
Assessor Karlchen
Das Aquarium
Briefwechsel eines bayrischen Landtagsabgeordneten
Jozef Filsers Briefwexel, 2. Buch
Die Dachserin

3. Band: Hochzeit
Andreas Vöst
Der Wittiber
Altaich
Der Jagerloisl
Marget
Der Ruepp

4. Band: Bühnenstücke
Münchnerinnen
Romanbruchstücke
Sonstige Bruchstücke

Ausgewählte Briefe. Herausgegeben von Josef Hofmiller und Michael Hochgesang, München 1927.
„Die Geschichte seiner Liebe und Ehe". Aus Briefen und Erinnerungen, herausgeg. v. Walther Ziersch, München 1928.
„Offener Brief". Südd. Monatshefte 1906, Februar, S. 102—4.
„Autobiographische Skizze". Literarisches Echo 8 Nr. 11 S. 781—3.
Zeitschrift „März", Jahrgang 1—10 (1907—17).
149 Aufsätze im „Miesbacher Anzeiger".

2. Literatur über Ludwig Thoma.

Altvater Friedrich: Wesen und Form der deutschen Dorfgeschichte im 19. Jahrhundert, Berlin 1930.
Biese Alfred: Deutsche Literaturgeschichte, Bd. III.
Cramer Heinrich: Erinnerungen an Thomas Aschaffenburger Studentenzeit, Deutsche Corpszeitung, 38. Jhrg. Nr. 11 S. 352.
Dehnow Fritz: Ludwig Thoma, München 1925.
Drews Dr. Artur: Ludwig Thoma, Preußische Jahrbücher 1919, 178. Bd. S. 340 bis 45.
Dreyer Dr. A.: Ludwig Thoma, Das Bayerland 1921, S. 14.
Eckhardt Dr. Joh.: Ludwig Thoma, Die Bergstadt 1921, Breslau 10. Jhrg. S. 271.
Gluth Oskar: Ludwig Thoma, Deutsches Biographisches Jahrbuch, Bd. III, 1921 S. 257.
Graf Oskar Maria: Ludwig Thoma (Aus einer Rede), Das Welttheater 1925 S. 58—63.
Hermann Georg: Ludwig Thoma, Literarisches Echo 1906 März.
Hofmiller Joseph: Altbayrischer Bauernadel, Bayr. Hauskalender 1932, S. 56.
— Bauerngeschichten, Südd. Monatshefte 1911/12 Januar.
— Bauernschilderung oder Bauernvarieté, Allg. Zeitung, München 1909 Nr. 1.
— Der heilige Hies, Südd. Monatshefte 2. Jhrg. 1. Bd. S. 250.
— Herbsttage mit Thoma, Bayr. Hauskalender 1931 S. 81.
Michel Wilhelm: Ludwig Thoma, Die Zeit, Wien 12. Sept. 1903, Nr. 467.
— Freistatt 1903 Nr. 35.
Mielke Helmuth: Geschichte des deutschen Romans, Göschen 1913.
Mühsam Erich: Erinnerungen an Thoma, Berliner Tagblatt 21. August 1931.
Müller Karl Alexander von: Ludwig Thomas Briefe, Münchener Neueste Nachrichten, 5. und 6. März 1927.
Nadler Joseph: Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, Bd. IV.
Nidden Ezart: Aus Thomas Wittiber, Der Kunstwart 1912, Mai.
Owlglaß Dr.: Thomas Briefe und Erinnerungen, Deutsches Volkstum, Bd. I. 1927, S. 109.
Rieß Richard: Ludwig Thoma, München, Allg. Zeitung 1921 S. 348.
— Thomas sämtliche Werke, Die schöne Literatur (Beilage zum Literarischen Zentralblatt für Deutschland) 23. Jhrg. S.385.
Rothmaier Richard: Thoma als Gymnasiast, Propyläen, 28 Jahrg. Nr. 22, S. 170.
Salzer Anselm: Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur, Regensburg 1931, Bd. IV. S. 1655 u. 1656.
Sarnetzki D. H.: Kölner Zeitung 572, S. 98.
Sauer August: Literaturgeschichte und Volkskunde, Rektoratsrede, Prag 1907.
Scher Peter: Ludwig Thoma, Die Propyläen, 19. Jhrg. 8. Lieferung 1921.
Schmeer Margarethe: Sammelbesprechungen, Bücherei und Bildungspflege, V. Jg. Heft 2, S. 115—20.
Schramm Wilhelm von: Thomas Briefe, Zeitwende 1927, Nov. S. 456.
Schumann Wolfgang: Kunstwart XXXV, 1.
Sommer Paul: Ludwig Thoma, Leipziger Lehrerzeitung, 28. Jahrg. 1921, Beilage S. 91.
Steiger Edgar: Freistatt 1902, Nr. 42.
Strauß und Torney Lulu von: Die Dorfgeschichte in der modernen Literatur, Leipzig 1908.
Ströbel Heinrich: Ludwig Thoma, Die neue Zeit (Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie) 26. Jhrg. Nr. 24.
Wahl Margarethe: Das deutsche Bauerndrama seit Anzengruber. Diss. Heidelberg 1934.

Wolf Dr. G. J.: Thoma, der Bauerndichter, Der Sammler 20. 1. 1917.
Ziersch Walther: Zu Thomas Geburtstag, Deutsche Corpsstudentenzeitung, 48. Jhrg. S. 171.
— Wie Ludwig Thoma Jagdkönig wurde und andere Thomaerinnerungen, München 1929.
— Ludwig Thoma und die Münchener Stadt, Bavaria Verlag, Gauting 1936.
Zehent Anton: Thoma als Kriegsteilnehmer, Einkehr, V. Jhrg. Nr. 36 S. 48.

Deutsches Volkstum, Monatsschrift, Hamburg. V. Jhrg. 1931 S. 970 Thoma und die Literaten.
Propyläen, 19. Jhrg. S. 58.

3. Literatur über das Dachauer Gebiet.

Fastlinger M.: Hosi — Osi, Neues Archiv, 1914, S. 179.
— Der Volksstamm der Hosi, Sonderdruck aus den Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, XIX. Bd., München 1911.
Hartmann Franz Seraphin: Über schwarze und weiße Kunst in den Bezirken Dachau und Bruck, München 1882.
Hartmann K. H.: Sitten und Bräuche in den Landgerichtsbezirken Dachau und Bruck bei der Geburt, der Hochzeit und dem Tode, Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte, 35. Bd., München 1875/76.
Hazzi Joseph: Statistische Aufschlüsse über das Herzogtum Baiern aus ächten Quellen geschöpft, 3. Bd. 1. Abteilung, Nürnberg 1803.
Karlinger Hans: Die bayerischen Bauerntrachten, Beiträge zu ihrer Geschichte, Bayrische Hefte für Volkskunde, 1918 Heft 1.
Riezler Sigmund: Geschichte Bayerns 1. Bd. 2. Ausg. Gotha 1927.
— Literaturbericht, Historische Zeitschrift von Sybel, 1914 S. 618.
— Die bairischen und schwäbischen Ortsnamen auf -ing und -ingen, Sitzungsberichte der kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften 1909. 2.
Scheidl Dr. Joseph: Dachau. Wanderungen im altbayerischen Bauernland, Bayr. Wanderbücher von Alex. Heilmayer, München 1926.
— Dachauer Land und Volk, Das Bayerland, 1. November 1928.
— Bäuerliche Dienstbotenkost im 18. Jahrhundert im Dachauer Land, Bayr. Hefte für Volkskunde, 4. Jahrg. 1917.
- Die Bevölkerungsentwicklung des altbayerischen Landgerichtes Dachau im Laufe früherer Jahrhunderte, Zeitschrift für bayer. Landesgeschichte, München 1930.
— Altbairische Hausnamen, Lechisarland, Monatsschrift des Heimatverbandes Huosigau, 1928, S. 145.
Westenrieder Lorenz: Beyträge zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik und Landwirtschaft, 4. Bd. München 1892, Beschreibung des Landgerichtes Dachau S. 245—426.

Bavaria: Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern, München 1860 1. Bd. 1. Abteilung.
Bayerischer Heimatschutz, Monatsschrift des Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München, 1914 S. 108/9 und 1929 S. 106/9.
Deutscher Landwirtschaftsatlas, bearbeitet vom Stat. Reichsamt, Berlin 1934.

4. Allgemeine volks- und bauernkundliche Literatur.

Albrecht Gerhard: Das deutsche Bauerntum im Zeitalter des Kapitalismus, Grundriß der Soz. Ökonomie, Tübingen 1926 IX. 1.

Bach Adolf: Deutsche Mundartforschung, eine Einführung, Heidelberg 1934.
Bartels Adolf: Der Bauer in der deutschen Vergangenheit, Leipzig 1900.
Barthel Helene: Der Emmentaler Bauer bei Jeremias Gotthelf, ein Beitrag zur bäuerlichen Ethik. Veröffentlichung der volkskundlichen Kommission des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde, 1. Reihe, Heft 3.
Beckmann Dr. Fritz: Der Bauer im Zeitalter des Kapitalismus, Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich, 50. Jahrg. 5. Heft 1926.
Darré Walther: Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse, München 1933.
Dietz Johann Friedrich: Das Dorf als Erziehungsgemeinde, Weimar 1927.
Folkerts Enno: Oberbayerischer Bauernadel, München 1936.
Günther Rudolf: Zur Charakteristik süddeutscher Bauernfrömmigkeit, ein Beitrag aus Hohenlohe. Monatsschrift für Pastoraltheologie, IV. Jahrg. 1908, H. 12.
Hagelstange Dr. Alfred: Süddeutsches Bauernleben, Leipzig 1898.
Houet L': Psychologie des Bauerntums, Tübingen 1935.
Hundhammer Alois: Geschichte des Bayerischen Bauernbundes, München 1924.
— Der Bauernbund als bäuerliche Klassenpartei, herausgegeben von der Zentralstelle der bayerischen christlichen Bauernvereine, Regensburg 1925.
Ipsen Gunther: Das Landvolk, ein soziologischer Versuch, Hamburg 1933.
Koch Georg: Die bäuerliche Seele, eine Einführung in die religiöse Volkskunde, Berlin 1935.
Maurer Friedrich: Volkssprache, hessische Blätter für Volkskunde, 1926.
Leers Dr. Johann von: Der Weg des deutschen Bauern von der Frühzeit bis zur Gegenwart, Reclam.
Miaskowski Dr. August von: Das Erbrecht und die Grundeigentumsverteilung im deutschen Reich, Leipzig 1884.
Mielke Robert: Das deutsche Dorf, Leipzig und Berlin, 1913.
— Siedlungskunde des deutschen Volkes, München 1927.
Naumann Hans: Grundzüge der deutschen Volkskunde, Leipzig 1929.
Niggl, Gutsinspektor, Schloß Steinach. Altbayernland und Altbayernvolk, Bayern das Bauernland. Festschrift zur Ausstellung der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, Nürnberg 1922.
Queri Georg: Bauernerotik und Bauernfehme in Oberbayern, München 1911.
Riehl Wilhelm Heinrich: Die Naturgeschichte des Volkes, Stuttgart und Tübingen 1854.
Rumpf Max: Deutsches Bauernleben, Stuttgart 1936.
— Religiöse Volkskunde, Stuttgart 1933.
Schlicht Joseph: Bayrisch Land und Bayrisch Volk, München 1875.
Schwietering Julius: Wesen und Aufgaben der deutschen Volkskunde. Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft u. Geistesgeschichte, 5. Jahrgang 1927, S. 784.
Springenschmid Karl: Das Bauernkind, München und Berlin 1926.
Weigert Joseph: Das Dorf entlang, Freiburg 1923.
— Des Volkes Denken und Reden, Freiburg 1925.
— Religiöse Volkskunde, ein Versuch, Freiburg 1925.
— Untergang der Dorfkultur, München 1930.

Die Psyche des Bauerntums, ein Beitrag zur religiösen Volkskunde, von einem kurhessischen Pfarrer, Monatsschrift für Pastoraltheologie 1909, Heft 12.
Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre, erweiterter Konferenzvortrag von einem thüringischen Landpfarrer, Gotha 1885.

Lebenslauf.

Ich bin geboren am 18. März 1912 in München als Tochter des Verwaltungsoberinspektors August Stark und seiner Gattin Magdalena, geb. Deiser. Ich besuchte 4 Jahre die Volksschule in München, absolvierte dort im März 1928 das 6 klassige Mädchenlyzeum am Anger und legte an dieser Schule im Februar 1932 die Reifeprüfung des humanistischen Gymnasiums ab. Anschließend studierte ich deutsche Philologie mit Geschichte und Englisch an der Universität München. Dieselben Fächer hörte ich je ein Semester lang an den Universitäten Königsberg und Manchester.

Die Namen der Dozenten, bei denen ich Vorlesungen und Übungen belegte, waren: für Deutsch: Borcherdt, Brecht, Gierach, Hankamer, Hartl, v. Kraus, Kutscher, Maußer, Rehm und Ziesemer; für Geschichte: Baethgen, Buchner, Franz, v. Kloeber, A. O. Meyer, v. Müller, Otto, Rothfels, Seidlmeyer und Zeiß; für Englisch: Förster, Raith, Spindler und Wells; außerdem hörte ich noch bei: Gerathewohl, Goedeckemeyer, Hecker, Pinder und Stange.

Die vorliegende Arbeit entstand unter der Leitung von Herrn Professor Otto Maußer, dem ich zu besonderem Dank verpflichtet bin.